P.o.germ.
767
-3-

P. o. germ. 767-3 Kotzebue

<36635510980019

<36635510980019

Bayer. Staatsbibliothek

Die jüngsten Kinder meiner Laune

von

A. v. Kozebue.

Drittes Bändchen.

Frankfurt und Leipzig, 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An
meinen Freund
Ludwig von Knorring.

Einem guten Menschen sei dieß Buch geweiht!
Muse! komm, und hilf mir suchen,
Wenn Diogenes dir die Laterne leiht. —

Den Bedrückte segnen, dem Bedrücker fluchen,
Einen solchen Menschen hilf mir suchen,
Einem Solchen sei dieß Buch geweiht.

Geh vorüber an dem Wappensüchtgen Thoren,
Der, mit einer Sylbe mehr gebohren,
An den dürren Zweigen seines Stammbaums nagt,
Und die Muse, ob sie Fräulein sei? befragt;
Der den Werth des Menschen nur nach Tropfen
Des für ihn vergoßnen Schweisses mißt;
Dessen Herz bei fremdem Leid zu klopfen,
Dessen Hand zu geben, adelich vergißt.
Geh vorüber an dem Narren,
Dessen Auge nur das Licht empfängt,
Um es albern grinsend anzustarren;
Der am Lichte nie die Flügel sich versengt,
Weil er plump und Flügellos,
Nur sich mästet in der Dummheit Schoos.

Aber findest du der seltnen Menschen Einen,
Der, von Demuth oder Dunkel gleich entfernt,
Mit dem Weinenden zu weinen,
Mit dem Frölichen zu lachen nie verlernt;
Den das Joch der unterdrückten Classen,
Menschenfreundlich wir erleichtern sehn;
Den die Armen lieben und die Reichen hassen,
Den die Klugen schäzen und die Dummen schmähn!
Der des Lebens Mühe durch das Spiel der Musen,
Und den Ernst der Weisheit sich versüßt;
Der an eines guten Weibes Busen,
Deine Schäze, o Natur! genießt; —
Findest du, o Muse — halt! er ist gefunden!
Segen meinem Schicksal das für mich ihn fand!
O geschwind ihm einen Strauß gewunden!
Wiesenblumen aus des Freundes Hand.
Wiesenblumen — keine Rosenblüte —
Doch der Wille gnügt dem Biedermann;
Guter Knorring! was ich freundlich biete,
Nimm es freundlich von mir an!
Laß die sanfte Wärme nie erkalten!
Dich entreisse mir kein Stax, kein Duns!
Reiche mir die Hand, es bleibt beim Alten,
Guter Knorring! wir verstehen uns.

Innhalt.

Die Taube. Eine Erzählung. S. 1

Die Klagenden Ehemänner, ein rührendes Drama. 39

Das stolze Bewußtseyn, eine persische Erzählung. 66

Eine Jugendgeschichte des Verfassers. 107

Hingeworfene Gedanken, welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projectirte deutsche Pantheon, und die in Girtanners Journal darüber enthaltenen Aufsäze, entstanden sind. 109

Das Schaaf und der Bullenbeisser. 125

So liebt kein Mann! Eine wahre Geschichte. 126

Ninons Kezereien in der Liebe. 172

Das Wasserbecken und die Quelle. 212

Der schöne Minnesinger. Eine wahre Geschichte. 213

Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah. 223

Die neue Atalanta, eine Begebenheit, die sich im Jahr 1757 bei Dinan in Bretagne zutrug. 223

Der Zauberreiz der Sittsamkeit, eine griechische Erzählung. 229

Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt. 235

August, Christel und Amor, ein Dialog am Geburtstage meines lieben Weibes. 240

Fragmente über die Freiheit des Willens! vielleicht in hypochondrischen Stunden geschrieben. 242

Gebet um Dummheit. 260

Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah. 265

Die Taube.

Eine Erzählung.

An beiden Ufern des Rheins wütete die Flamme des Krieges. Der preussische Hauptmann von A** rükte eines Abends mit seiner Kompagnie in ein Dorf. Die Quartiere wurden vertheilt, und der Schulze wieß dem Hauptmann eines der ansehnlichsten Bauernhäuser an, um darinn zu übernachten.

Der Charakter der preussischen Offiziere ist bekannt. Sie sind gewöhnlich brav im Felde, und sanftmüthig zu Hause; gesittet in glänzenden Zirkeln, und gutherzig im Kreise von Naturkindern. Sie tragen an ihrer linken Hüfte einen Degen für den Feind, und in ihrer linken Brust ein Herz für den Freund. Sie weihen in diesem Augenblike ihr Blut dem Vaterlande, und in jenem ihre Thränen dem Unglüke. Ein solcher Mann war auch der Hauptmann von A**.

Als der Schulze ihm das Bauernhaus von ferne zeigte, warf er einen Blik dahin, und sah daß es eine freundliche Wohnung war, von Kirschbäumen umgeben, mit Rasenbänken vor der Thür. Ein kleiner Knabe stand neben dem Kettenhund, und gaffte die fremden Soldaten an, und schlug den Hund wenn er bellte. Der grosse Hund lekte ihm freundlich das Händgen, und schmiegte sich vor ihm, wie weiland der Löwe zu Amors Füssen.

Der Hauptmann wunderte sich, daß Niemand herauskam ihn zu empfangen. „Liebes „Kind," fragte er den Knaben: „sind deine „Eltern zu Hause?"

„Ja Herr," antwortete der Knabe kek, „Va„ter und Mutter sizen drinne in der Stube."

Der Hauptmann trat in den Hof. Da sah er einen schönen jungen Bauersmann hinter dem Brunnen stehn, der sich die Augen troknete, und es schamhaft zu verbergen schien, daß er geweint hatte. Mit halb erkünstelter und halb wahrer Freundlichkeit trat der Bauer hervor, zog seine Müze ab, und hieß den fremden Herrn willkommen. Sie giengen zusammen in die Stube. Da saß ein hübsches junges Weib mit rothgeweinten Augen. Sie wischte die Thränen hastig mit dem Halstuch ab, stand auf, und reichte dem Hauptmann die Hand, wobei sie süßsauer lächelte.

Der Hauptmann. Was fehlt euch liebe Leute? ihr habt geweint?

Der Bauer. Ach nein.

Der Hauptmann. Bin ich euch unwillkommen?

Die Bäuerinn. Nein ganz und gar nicht. Wenn er nur mit uns vorlieb nehmen will. Was wir haben geben wir gern.

Der Hauptmann. Aber ihr seyd vielleicht arm?

Der Bauer. O nein, Gott hat uns gesegnet, wir haben mehr als wir brauchen.

Der Hauptmann warf einen Blik um sich, und sah wohl, daß der Bauer die Wahrheit redete. Die zinnernen Teller waren so blank gescheuert, silberne Löffel lagen auf dem Tische, und das grosse Bett hatte sogar einen Vorhang von feiner Leinewand. Das seidene Halstuch der Bäuerin, die meerschaumene mit Silber beschlagene Pfeife ihres Mannes, alles deutete auf Wohlstand. Im Stalle blökten Kühe, wieherten Pferde, und auf dem Hofe trieben sich ein paar geschäftige Knechte herum.

„Wenn euch nicht Armuth drükt," sagte der Hauptmann, „warum weint ihr denn?"

„Ach Herr!" versezte die Bäuerinn, „Geld „und Gut wollens nicht immer thun. Ich „wollte viel Geld drum geben, wenn —" hier

wurde sie durch Schluchzen unterbrochen, und lief zur Thür hinaus.

Wohl hat sie Recht, die gute Frau, dachte der Hauptmann, ich will nicht weiter nach ihrem Kummer fragen. Er schnallte seinen Degen ab, sezte sich auf einen gepolsterten Sorgestuhl, und spielte bis zum Abendessen mit drei kleinen Kindern, die bald so kek wurden, daß sie auf ihm herumkletterten, ihn an seinem Ringkragen zupften, und sich am Klirren seiner Sporn ergözten.

Die junge Hausmutter trug einen Eierkuchen auf den Tisch, grünen Sallat, Wurst und Schinken. Der Hausvater brachte einen silbernen Becher, und schenkte ihn voll Niersteiner. Man lagerte sich um den Tisch, der Hauptmann aß und trank viel, der Bauer wenig, und die Bäuerin gar nichts. Immer stahl sich von Zeit zu Zeit eine Thräne in ihr Auge, und dann nippte sie ein wenig aus dem Glase um die Thränen nieder zu schluken.

„Laß es gut seyn,“ sagte endlich der Bauer mit einem zitternden Tone: „laß es gut seyn, „liebe Christel. Da, leere einen vollen Becher, „zum Andenken — du verstehst mich wohl — „hin ist hin —“ Hier erstikten die Thränen seine eigenen Worte. Das Weib sprang auf und wollte weglaufen. Der Hauptmann erhaschte sie beim Roke, bat sie, sich keinen

Zwang anzuthun, und sprach so sanft und theilnehmend, daß er sie endlich überredete, ihm die Ursach ihres Kummers mitzutheilen. „Ach Herr! schluchzte sie: ich will es ihm wohl „sagen, aber er muß nicht lachen. Wenn er „mich auslacht —" sie konnte nicht weiter reden.

„Geh doch liebe Christel, sagte der Bauer, „der Herr wird nicht lachen, wenn wir ihm „alles erzählen."

„Nein, das werde ich nicht," fügte der Hauptmann hinzu, dem bei diesem rührenden Auftritte das Weinen jezt schon näher war als das Lachen. Die Bäuerinn faßte ihn bei der Hand, und führte ihn zu einem Körbgen im Winkel des Zimmers, welches mit einem weissen Tuche bedekt war. Zitternd hob sie das Tuch auf, und der Hauptmann erblikte — eine todte Taube.

„Was soll das heissen?" fragte er voll Verwunderung: „sind die Tauben hier zu Lande „so selten? oder hat es mit dieser hier eine „besondere Bewandniß? war sie vielleicht der „Liebling eines eurer Kinder, und wurde von „der Kaze todt gebissen?"

„Ach nein," sagte der Bauer: „sie starb vor „Alter; und daß meine Kinder sich nicht viel „daraus machen, sieht er wohl, lieber Herr, „weil sie ruhig spielen, indessen wir alte Nar-

„ren weinen.“

„Sie wissen nicht,“ sezte die Frau schluchzend hinzu, „daß sie vielleicht nicht auf der „Welt seyn würden, ohne diese Taube.“

Der Hauptmann wurde immer neugieriger. „Nun ich bitte euch, erzählt mir doch.“

„Erzähle, liebe Christel!“ sagte der Mann.

„Wenn ich nur kann,“ versezte die Bäuerinn, und dekte das weisse Tuch wieder über die Taube: „ich erinnere mich wohl noch des „kleinsten Umstands; aber ob ich es so von „mir geben kann, daß der Herr mich auch „versteht. —“

„Erzähle nur liebe Christel, ich will dir „schon nachhelfen.“

Der Hauptmann saß am Fenster, die Bäuerinn ihm gegenüber; der Mann stand neben ihnen, hörte seiner Frau zu, und nikte zuweilen mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ja, das ist wahr. Die Strahlen der Abendsonne tanzten auf den Wellen des Rheins. Am jenseitigen Ufer lag ein Dorf. Die Bäuerinn zeigte mit dem Finger dahin: dort, hub sie an, dort liegt mein Geburtsort. Mein Vater war ein wohlhabender Pachter, er ist vor ein paar Jahren gestorben; ich bin seine einzige Tochter. Als ich noch klein war, und Friz auch noch klein war —

„Friz? wer ist Friz?“

Das ist eben mein Mann hier. Wir mogten uns von Jugend auf wohl leiden, und wenn bei uns drüben das Kirchweihfest gefeiert wurde, so kam er mit seinen Eltern herüber, und ich hatte immer das beste Stük Kuchen für ihn aufgehoben. Und wenn hier im Dorfe Weinlese war, so blieben wir auch nicht weg, und da stekte er mir immer die süssesten Beere zu. Das währte so lange bis ich zum heiligen Abendmal gieng, da entzweiten sich unsere Eltern über eine Lumperei. Mein Vater hatte immer einen grossen Taubenschlag gehalten, und die Tauben zogen immer Schaarenweise über den Rhein und frassen Frizens Vater das Getraide weg. Anfangs wurde ein paarmal freundnachbarlich darüber gesprochen, und als das nicht helfen wollte, wurde Frizens Vater hizig, ein Wort gab das andere, sie wechselten allerlei stachligte Reden, und als unsere Tauben einmal wieder hinüber geflogen waren, um zu schmausen, da griff Frizens Vater nach seiner Flinte, und schoß in den dikſten Haufen hinein. Den andern und dritten Tag machte er es eben so; mein Vater und ich, wir sahen uns nach unsern Tauben um, aber die armen Täubgen kamen nicht wieder. Ich weinte sehr, denn ich hatte sie alle so lieb, und als ich vollends hinauf stieg in den Taubenschlag, und ein

Nest mit zwei Jungen fand, die kaum Federn hatten, und nun ohne Mutter waren, da konnte ich mich gar nicht zufrieden geben. Ich trug das Nest herunter in meine Kammer, und wärmte es in Baumwolle, und fütterte die kleinen Dinger selbst; aber Eines davon krepirte mir doch. Das andere blieb leben, wurde munter und groß, und weil es das Einzige war, so hatte ich es schier eben so lieb, als die andern alle zusammengenommen.

Ich war recht herzlich bös auf Frizens Vater, aber nicht auf Frizen, denn ich dachte immer bei mir selbst: Friz ist gewiß nicht Schuld daran.

„Ich war auch nicht Schuld daran“ unterbrach sie der Mann: „thut das nicht lieber „Vater, sagte ich immer, Christel wird Herze„leid davon haben, und lieber wollte ich nim„mermehr Waizenbrod essen, als der guten „Christel das geringste Leid zufügen. Aber „der Vater lachte und schoß.“

Ja er schoß, fuhr die Bäuerinn fort, und mein Vater verklagte ihn beim Gerichtsschöppen, daß ein langer Prozeß daraus wurde; und das hat beiden so viel Geld gekostet, daß sie alle Tauben am ganzen Rheinstrom damit hätten kaufen können. Geld hin, Geld her, wenn sie nur nicht darüber in die bitterste Feindschaft gerathen wären. Am näch-

sten Kirchweihfest durfte Friz nicht mehr herüberkommen, und als drüben Weinlese gehalten wurde, mußte ich zu Hause sizen. Da merkte ich erst, daß Friz mir sehr lieb war, denn ich hätte nicht einen Kreuzer um die ganze Weinlese gegeben, wenn er nicht dabei gewesen wäre.

Denkst du denn, sagte der Mann: daß mir deine Kirchweihkuchen ans Herz gewachsen waren? O nein! der Tag an welchem ich meine Christel sah — Gott verzeih mir die Sünde! — war für mich immer ein Festtag. Ich ließ mir auch keine Mühe verdriessen, und wenn ich so viele Gulden hätte, als ich den Strom hinüber und herüber gerudert bin — weißt du noch Christel? wie einmal der schwere Eisgang war? und wie ich dich in drei Tagen nicht gesehen hatte? ich konnte es nicht länger aushalten, ich sprang in meinen Kahn, befahl mich dem lieben Gott, und fieng an frisch drauf los zu rudern. Christel stand von ohngefähr gegenüber am Ufer, sie winkte mir abwärts, aber als ich sie sah, kam es mir immer vor, als ob sie mir hinwärts winkte. Mitten auf dem Rhein gerieth ich zwischen die Eisschollen, wenn ich hier eine abwehrte, prallte dort wieder eine an. Mein Kahn knakte, und drehte sich wie ein Kreisel, ich konnte nicht vom Fleke. Christel stand am Ufer und schrie

als ob sie am Spieße stäke. Ihr Vater kam und schleppte sie fort. Ich mußte von meinem Vorhaben ablassen. Mit Angst und Noth und zerbrochenen Rudern kam ich endlich wieder nach Hause. Aber ich ließ mich doch nicht abschreken, den andern Tag war ich doch drüben, und es that mir in der Seele wohl, wie Christel mich schalt wegen meiner Verwegenheit, und wie ich doch wohl sehen konnte, daß es ihr nicht unlieb war.

Freilich, du böser Mensch, war es mir nicht unlieb, sagte die Frau, aber ich wollte doch lieber einen ganzen Monat von dir getrennt seyn, als noch Einmal eine solche Angst ausstehen. Damals war es eben, als mein Vater entdekte, daß ich dir gut war. Er schlug mich ins Gesicht, und drohte mir mit der Peitsche, wenn ich je wieder ein Auge auf dich werfen würde. Aber das wollte doch alles nicht helfen. Friz kam die Woche ein paarmal herüber, und lauerte so lange, bis er mich zu sehen kriegte. Sonntags wußte ich gewiß, daß ich ihn in unserer Kirche sehen würde. Da stand er immer neben dem Taufbeken, und schielte herüber nach den Weiberstühlen, und wenn er den Hut vor das Gesicht hielt, um das Vater Unser zu beten, merkte ich wohl, daß ein Winkelgen vom Auge nach meiner Seite hin offen blieb.

Du Schelm! sagte der Mann, freilich kam ich nur in die Kirche um deinetwillen. Zu meinem Vater sprach ich immer: der Pfarrer im Dorfe gegenüber predigt besser als unser Pfarrer, er redet besser an's Herz. Es waren aber deine schwarzen Augen, die mir so an's Herz redeten. Euren Pfarrer konnte ich eigentlich gar nicht leiden, wegen seines Sohnes — du verstehst mich wohl —

Was sollte ich nicht? versezte die Frau: der Sohn war ein junger Laffe, der mir überall nachgieng. Er hatte studirt und machte sogar Verse. Er verglich meine Augen immer mit allerlei Sternen, und meinen Hals mit allerlei Blumen und Thieren. Gebe er sich keine Mühe, Musje, sagte ich zu ihm, aber er hörte doch nicht auf. Das mogte wohl daher kommen, weil mein Vater ein reicher Mann war, und weil der Seinige es gern gesehen hätte, daß aus uns ein Paar geworden wäre. Mein Vater war es auch wohl zufrieden, denn der alte Pfarrer hatte es bei unserm Fürsten dahin gebracht, daß man ihm den Sohn zum Adjunktus sezte, und mein Vater hatte eine grosse Freude wenn er dachte, wie ich als Frau Pfarrerinn, mit einem seidenen Roke in dem vergitterten Kirchenstuhle sizen würde. Aber die Seide machts nicht aus; wer nicht frohes Herzens ist, dem kommt

Atlas vor wie Haartuch. Der Herr Adjunktus war ein feiner Mann, der stark gepudert gieng, und mich durch ein Glas besah; aber Frizens braunes Haar, und sein helles klares Auge waren mir doch lieber. Ich mußte viel leiden, um meiner Störrigkeit willen, wie sie es nannten. Mein Vater war sauer gegen mich, und mein Liebhaber süß; das Erste that mir weh, aber das Lezte war mir unausstehlich. Der alte Pfarrer ermahnte mich, seinen Sohn zu heurathen, gerade mit dem nemlichen strafenden Tone, den er im Beichtstuhle zu haben pflegte. Daher kam es wohl, daß, so oft ich an diese Heurath dachte, mir immer zu Muthe war, als ob ich den andern Tag zur Beichte gehen sollte. Wenn ich meinte, der Adjunktus solle warten, bis ich ihn lieben würde; so sagten sie Alle, die Liebe komme im Ehestande hinterdrein; und doch kam es mir vor, wenn ich Frizen ansah, als wäre die Liebe schon lange vorausgegangen, und wartete nun am Altar auf den Ehestand. Kurz, ich entschlüpfte ihnen immer wie ein Rothkehlgen der Kaze, und mein Vater und der alte Pfarrer pflegten sich damit zu trösten, daß ich noch ein Kind sey, welches wohl zur Vernunft kommen würde. Ich dachte bei mir selber: tröstet euch nur, ich weiß besser, wo der Hund begraben liegt.

Indessen hatte mir Friz doch auch noch kein Sterbenswörtgen von Liebe gesagt, was man nemlich so mit dem Munde sagt; denn in seinen Augen stand es immer so groß geschrieben, als des Schulmeisters Neujahrwünsche. Wenn er mich recht scharf ansah, so wurde mir die Brust ganz beklommen, und ich mußte meine Blike niederschlagen. Wenn er mich bei der Hand faßte, so flog mir eine Wärme durch den ganzen Leib, und sammelte sich endlich auf meinen Baken, die zuweilen so heiß wurden, als ein frisches Brod, das eben aus dem Ofen kommt.

Ich hatte nun mein einziges Täubgen groß gezogen, es fraß mir aus der Hand und aus dem Munde. Wenn ich spazieren gieng, flatterte es um mich her, flog auch wohl manchmal recht weit weg; aber wenn ich es lokte, kam es gleich wieder, sezte sich auf meine Schulter, und schnäbelte mich. Ich meinte damals, ich könnte das gute Täubgen unmöglich mehr lieben, und ich habe es doch nachher noch weit lieber gewonnen.

Eines Tages spazierte ich da drüben am Fusse des Berges, auf welchem vor vielen hundert Jahren ein altes Raubschloß gestanden hat, wovon Er noch die Ruinen sehen kann. Jezt wohnen nur Gespenster und Eulen zwischen dem verfallenen Gemäuer, und

in dem diken runden Thurme nisten grosse Habichte. Als ich da so herum schlenderte, und an Frizen dachte, vergaß ich meine Taube, die nach ihrer Gewohnheit vor mir hergeflogen war, und als ich mich nach ihr umsah, erblikte ich einen grimmen Habicht, der über ihr schwebte, und in dem nemlichen Augenblike auf sie herabstieß. Ich schrie überlaut, zitterte, und stand wie eingewurzelt auf meinem Plaze. Mein armes Täubgen war mit sammt dem Habicht hinter einem Hügel verschwunden. Ich fieng erbärmlich an zu weinen, und hielt meinen kleinen Liebling für verlohren. Bitter böse schalt ich auf Frizen, daß er Schuld daran sey, weil ich so viel an ihn gedacht, und darüber die Taube vergessen hatte. Plözlich erschien Friz, der gute Friz! auf der Spize des Hügels, hatte mein Täubgen in der Hand, und zeigte mir schon von ferne, daß es noch lebte und flatterte.

Ich verkroch mich immer oben in dem alten Gemäuer, sagte der Mann, weil man von da aus das ganze Dorf am Fusse des Berges überschauen, und meiner Christel bis vor die Hausthüre sehen konnte. Als ich sie spazieren gehen sah, fieng ich an herunter zu klettern, und gerade als ich dort an den zweiten Abhang kam, schoß der Habicht mit der Taube

zu meinen Füssen nieder. Der Dieb erschrak nicht wenig als er mich sah, ließ die Beute fahren, und schwang sich wieder in die Luft. Dem guten Täubgen war kein Leid geschehen, es war nur erschroken verblüfft. Ich nahm es auf, und weil ich Christeln so jämmerlich schreien hörte, so sprang ich geschwind auf den Hügel, und schüttelte das Täubgen an den Füssen, daß es flattern mußte.

Ich klatschte vor Freuden in die Hände, fuhr die Bäuerinn fort, und als Friz herabkam, fiel ich ihm um den Hals. Er küßte mich zum Erstenmale; er küßte mich aber gleich so oft, daß wir die Taube wieder vergassen. Zum Glük war sie scheu geworden, und wich nicht von meiner Seite. Wir sezten uns ins Gras, und waren wohl ein paar Stunden beysammen. Da sprachen wir zum Erstenmale vom Heyrathen, und wie wir unsere kleine Wirthschaft einrichten wollten. Es wurde Abend, ehe wir es uns versahen. Friz war traurig, daß er von mir scheiden mußte, und bat mich, ihm wenigstens die Taube mit zu geben, damit er doch Etwas hätte, das mir angehörte. Ich mußte ihn wohl schon sehr lieb haben, weil ich ihm mein Täubgen mitgab. Aber ich band es ihm auf die Seele, und er lächelte dräber, und meinte, die Taube wäre ihm jezt lieber als sein Leben.

So war es auch, sagte der Mann, ich trug sie in meinem Busen als ich hinüber ruderte, sie fraß von meinem Brodte und schlief in meinem Bette.

Aber nicht wahr, versezte die Frau, sobald du das Fenster aufmachtest, flog sie doch weg, und kam wieder zu mir?

Ei nun ja, erwiederte der Mann, das konnte ich ihr nicht verdenken, ich hätte es auch so gemacht. Wenn ich dann zu meiner Christel kam, nahm ich sie doch wieder mit, und als ich merkte, daß sie von mir immer straks zu ihr flog, band ich ihr eines Tages ein rothes Bändchen um den Hals, und hieng ein Briefgen daran.

Das war eine grosse Freude, sagte die Bäuerinn; ich herzte und küßte das liebe kleine Thier, ich hätte es nicht für eine ganze Heerde Schafe weggegeben. Nach und nach wurde es ordentlich eine Verabredung zwischen uns, daß Friz immer die Taube mitnahm, und sie mir den andern Tag zu einer gewissen Stunde wiederschikte. Sie kam dann an mein Kammerfenster, pikte mit dem Schnabel an die Scheiben, ich machte auf, nahm ihr das Briefgen ab, und streute ihr Waizenkörner zum Botenlohn.

Eines Tages besuchte uns der Adjunktus. Es war schönes Wetter, wir sassen vor der

Hausthür, er schwazte allerlei verliebtes Zeug, und wegen der schwülen Sommerluft fieng ich an zu schlummern. Als ich aber die Uhr auf dem Kirchenthurme brummen hörte, — es war gerade die Stunde wo meine Taube kommen sollte — da wurde ich ganz munter, und wollte flugs auf meine Kammer gehn; aber der Adjunktus ließ mich nicht weg, ich saß wie auf Nadeln. Er gab mir eben zu verstehen, daß er wohl gemerkt hätte, wie ein junger Bauerkerl aus dem Dorfe gegenüber mir nachschleiche, und daß ich auch immer in der Kirche nach ihm schielte. Ich sollte mich schämen, sagte er — da wurde ich böse, und trumpfte ihn waker ab, und wollte fort. Er trat mir in den Weg. Siehe, da kam gerade mein Täubgen geflogen, hatte wohl schon lange an meinem Fenster gepikt, und als es mich da nicht fand, mogte es meine Stimme gehört haben, (denn es kannte meine Stimme gar zu gut) es flatterte herunter und sezte sich auf meine Schulter. Ich erschrak und riß ihm hastig das Briefgen mit dem rothen Bande vom Halse, und husch war ich damit in die Tasche. Aber der Adjunktus hatte es doch gesehen. Was war das? fragte er neugierig. Es war nichts, sagte ich, aber freilich straften mich meine rothen Baken Lügen. Er wurde nachdenkend, sah mich scharf an, und

je mehr er mich ansah, je röther wurden meine Baken. Ich verstehe, hub er endlich an. — Was versteht er? — mein gutes Kind, sie ist gewizigter als ich glaubte, aber man wird dem Dinge auf die Spur kommen. — Mit diesen Worten gieng er seiner Wege, und warf mir noch einen Blik zu, wie der Schulmeister, wenn er einen Jungen antrift, der hinter der Schule weggelaufen ist. Ich dachte, laß den Narren glauben was er will, was kümmerts mich. Aber der boshafte Mensch sann auf einen hämischen Streich.

Einige Tage nachher hatte Friz wieder unsern geflügelten Boten abgefertigt, und weil damals mein Vater eben sehr arg tobte, und mir mit seinem Fluche drohte, wenn ich nicht von Frizen ablassen wollte; so war der arme Schelm ganz mißmuthig geworden. Er schrieb mir — was schriebst du mir doch?

Ich schrieb dir, sagte der Mann, daß ich mich in den Rhein stürzen wollte, und klagte über deinen Vater, und fluchte über den Adjunktus; Es war ein Brief so lang als die Litanei, und klang auch ungefähr so.

Erst lange nachher, fuhr die Bäuerin fort, bekam ich ihn zu lesen; denn an dem Tage, an welchem Friz ihn schrieb, wartete ich vergebens auf meine liebe Taube. Um fünf Uhr sollte sie kommen, es schlug halb sechs und sie

kam noch nicht. Mein Kammerfenster stand weit offen, die Waizenkörner waren gestreut, und mein Herz schlug ihr entgegen; aber sie kam nicht. Das machte mir traurige Gedanken. Friz hatte mich noch nie warten lassen, warum denn heute zum Erstenmale? ist meinem Täubgen ein Unglük begegnet? das wäre schlimm. Oder ist Friz krank geworden? das wäre noch schlimmer. Es fiel mir ein, daß ich den Adjunktus mit der Flinte hatte durch das Dorf schleichen sehen. Sollte der abscheuliche Mensch — dachte ich bei mir selbst — aber Nein, das wäre gar zu arg, er predigt ja das Wort Gottes, und wird nicht so grausam niederträchtig handeln. Zwar hatte ich um die Zeit wohl auch einen Schuß fallen hören; aber ich wußte, daß unsre Fürstin gerade an dem Tage auf der Jagd war, und daß sie dann immer auch in unsre Gegend zu streifen pflegte. Wer weiß was sie geschossen haben, dachte ich; wer weiß was Frizen sonst in die Queere gekommen ist; morgen wird mein Täubgen wohl an's Fenster piken; wo nicht, so muß ich Geduld haben bis übermorgen, dann kommt Friz selbst. So sprach ich mir Trost zu, aber recht wollte es doch nicht gelingen. Der Vater wunderte sich, als ich Abends bei Tische den Spek-Pfannkuchen nicht anrührte, den

ich sonst so gern esse; und ich selbst wunderte mich noch mehr, als der Wächter im Dorfe die Mitternachtsstunde abrief, daß ich noch immer nicht eingeschlafen war.

Am andern Tage, so gegen die Mittagsstunde, als eben das Vieh hereingetrieben wurde, stehe ich vor unserer Thür, und schwaze mit Nachbars Gretgen. Sieh doch, Christel, ruft sie plözlich, die schöne Kutsche die da zum Dorfe herein fährt. Ich wende meine Augen dahin, und sehe würklich eine grüne Schäse, so glatt polirt daß man sich darinn spiegeln konnte, und vier Schimmel davor, und ein Kutscher der von Silber starrte, und ein Lakai, der nichts schlechter war als der Kutscher. Klitsch! klatsch! fuhren sie durch das Dorf, alle Leute kamen heraus vor die Thür und gafften. Wir blieben stehen, Gretgen und ich, um zu wissen wer in der schönen Kutsche säße? aber als sie näher kam, sahen wir daß Niemand darinn saß.

Schon in der Ferne hatte der Kutscher ein paarmal stille gehalten, und bald links bald rechts nach Etwas gefragt, und dann hatten die Leute mit den Fingern immer weiter vorwärts gezeigt. Wornach mag er doch fragen? brummte ich vor mich hin, und kaum hatte ich das Wort herausgebrummt, als der Wagen vor unserer Thür hielt, und der Kut-

scher mir zurief: sage sie mir doch Jungfer, wo wohnt der Pachter Bergfeld? — Der Pachter Bergfeld ist mein Vater, was soll er? —

Als der Lakai meine Antwort hörte, sprang er flugs herunter, kam herein zu meinem Vater, und vermeldete ihm einen Gruß von unserer Fürstinn, mit dem Bedeuten, daß er ihr seine Tochter, Christel mit Namen, schiken solle. Ich erschrak nicht wenig, und mein Vater machte grosse Augen. Kennt unsere Fürstin dich? fragte er. Das ich nicht wüßte, antwortete ich. Wir konnten nicht klug daraus werden, und der Lakai wußte uns auch weiter nichts zu berichten. Nun in Gottes Nahmen! sagte mein Vater endlich, nachdem er wohl ein duzendmal hm! hm! vor sich hin gebrummt hatte: unsere Durchlauchtigste Fürstin ist eine fromme, liebreiche Dame, bei ihr bist du gewiß nicht schlecht aufgehoben. Fahre hin und laß mich bald Nachricht von dir hören. — Mir war es gar nicht recht. Ich fragte den Bedienten: ob ich auf den Abend zurük kommen würde? er wußte es nicht. Du lieber Himmel! dachte ich, das kann dauern bis Morgen, und dann konmt Friz und findet mich nicht, er wird unruhig werden, und ich erfahre auch nicht wo meine Taube geblieben ist! Was war zu thun? ich

nahm mir vor, im Nothfall der Fürstin zu sagen, daß Friz auf mich warte.

Geschwind lief ich an den Brunnen und wusch mich fein sauber, dann sprang ich auf meine Kammer, zog ein rothes Mieder mit silbernen Haften, und fünf neue Röke an. Ehe ich noch recht wußte wie mir geschah, saß ich schon im Wagen, und klitsch! klatsch! gieng es zum Dorfe hinaus. Die Leute sperrten die Mäuler weit auf: Bergfelds Christel! flüsterte man hier; Bergfelds Christel, zischelte man dort; wo mag sie hinfahren? Es war mir wunderlich zu Muthe. Ich kannte jeden Baum und jeden Strauch in der ganzen Gegend, aber aus dem Wagen kam mir Alles ganz anders vor. Ich schämte mich, daß der Lakai hinter mir stand, ich nöthigte ihn herein in den Wagen, aber er lachte und wollte nicht kommen.

Als wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, machte mich das sanfte Schaukeln ganz schläfrig. Ich fieng an zu niken, und fuhr mit Schreken in die Höhe, als der Wagen plözlich still hielt. Da standen wir vor einem prächtigen Schlosse, an einer grossen Treppe, und zwei schnurrbärtige Grenadiers spazierten auf und nieder. Eine Menge Bedienten liefen hin und her, und Köche mit mit weissen Schürzen. Ich mußte aussteigen,

und die grosse Treppe hinaufgehn, da schallte es, wenn ich gieng, wie in der Kirche. Man führte mich in ein Zimmer, das war voller Menschen, auch vornehme Damen darunter, die bald dieß bald jenes hin und her trugen. Es roch in dem Zimmer so süß wie Gewürznelken, und an der Deke waren Engelgen gemahlt, und eine schöne große Frau mit Hunden, die trug das erste Viertel auf dem Kopfe.

Nachdem ich das Alles eine Zeitlang angegaft hatte, wurde ich herein gerufen zu der Fürstin. Ich wollte einen tiefen Knix machen, und fiel der Länge lang auf den Boden, denn der Boden war so glatt wie ein Spiegel. Die Fürstinn lächelte wohl, aber sie lachte mich doch nicht aus, denn sie ist eine herzensgute Frau. Die sollte Er kennen, lieber Herr, und die ganze Welt sollte sie kennen. Wenn die gottlosen Franzosen solche Fürstinnen hätten, was gilts, sie würden sie auf den Händen tragen.

Wie heißest du, liebes Kind? hub sie an. — Ich heiße Christel Bergfeld. — Wie alt bist du? — siebenzehn Jahr. — Ich habe viel gutes von dir gehört, und will für dein Glük sorgen. — Ich machte einen Knix. — Mögtest du wohl heirathen? — o ja. — Das freut mich, ich werde dir einen braven Mann aus-

suchen. — Ach gnädigste Fürstinn! das wäre zu viele Gnade, ich will schon sehn, daß ich mir selbst Einen aussuche. — Sie lächelte. — Hast du vielleicht schon eine Wahl getroffen? Ich stokte und wurde blutroth. Das macht, ich dachte an Frizen. Aber ich schwieg mäusgen stille, denn es wollte sich doch nicht schiken, daß ich Frizen vor einer Durchlauchtigen Fürstinn so geradezu nannte. Nun sprach sie ein langes und ein breites von einem Tafeldeker den sie mir zum Manne geben wollte. Da sollte ich in der Stadt wohnen, und in seidenen Kleidern gehn, und was weiß ich Alles. Mich überfiel eine Bangigkeit, ich konnte nicht reden, und konnte auch die Thränen nicht verschluken.

Was fehlt dir gutes Kind? sagte die Fürstinn, mit einer sanften süssen Stimme, daß mir das Herz ganz weich davon wurde. Gewiß hast du schon was'Liebes? Gesteh es mir nur gerade heraus. —

Als sie mir das Messer so an die Kehle sezte, da plazte ich endlich los, und nun gieng es wie ein Strom aus meinem Munde. Nicht das kleinste behielt ich auf dem Herzen, Friz war immer mein drittes Wort, und daß ichs kurz mache, ich sagte ihr geradezu, daß ich mit meinem guten Willen nie eines andern Weib seyn würde. Mir war bange, sie mögte

es übel nehmen, aber sie blieb freundlich wie zuvor. Bedenke nur, sagte sie, wenn du den Tafeldeker heirathest, so brauchst du dich um Nichts zu bekümmern; du hast eine Köchin, und kannst die Hände in den Schoos legen. Wirst du aber Frizens Weib, so mußt du selber in die Küche treten, die Suppe ans Feuer sezen, und das Geschirr aufwaschen. — O das thu ich recht gern! mit Frizen wird hernach die Suppe desto besser schmeken. — Meinst du? Aber verstehst du denn auch was zu einer ordentlichen Hausfrau gehört? kannst du kochen und baken, nähen und waschen? — o ja. — Du bist sehr kek mit deinem o ja, und ich wette doch, wenn ich dich auf die Probe stelle, du verstehst nicht einmal ein Huhn, oder eine Taube zu schlachten. — Hm! antwortete ich ein wenig spöttisch, das wäre arg. Einem Huhn den Hals abzuschneiden, oder einer Taube das Messer zwischen den Schnabel zu sezen, und ihr ritsch! den halben Kopf weg — zu säbeln, das wäre auch wohl eine große Kunst. — Das mögte ich doch Einmal sehen, sagte die Fürstinn, und wandte sich zu einem hübschen blutjungen Herrn, der hinter ihr stand, und der ein silbernes Achselband trug. Sie befahl ihm, er sollte in die Küche gehn und eine Taube und ein Messer für mich holen. Der junge Herr lachte in

sich hinein wie ein Schalk und lief fort. Vergiß nicht, liebes Kind, warnte mich die Fürstinn, daß, wenn du nur geprahlt hast, und die Taube nicht zu schlachten verstehst, du statt Frizen den Tafeldeker heirathen mußt. — Das kam mir lächerlich vor; ich versprach den Tafeldeker auf der Stelle zu heirathen, wenn ich die Taube nicht auf Einen Schnitt ums Leben brächte; und ich bedauerte nur den schönen glatten Fußboden, weil das Blut darauf tröpfeln würde.

Das hat nichts zu bedeuten, sagte die Fürstinn lächelnd, und eben trat der junge Herr mit der Taube herein. Aber wie erschrak ich! es war meine Taube. Ich erkannte sie auf den ersten Blik. Zum Ueberfluß hieng ihr noch ein Zettelgen am Halse, worauf geschrieben stand: schlacht mich nicht, ich bin Frizens Taube. Ich blieb mit offenem Maule stehn, sah bald die Fürstinn und bald den jungen Herrn an, und wußte nicht was ich davon denken sollte. Der junge Herr, merkte ich wohl, hatte Lust zu lachen, aber die Fürstinn war ganz ernsthaft. Nun? sagte sie, laß deine Geschiklichkeit sehen. — Ich diese Taube schlachten! rief ich, und die Thränen schossen mir in die Augen; lieber wollte ich mir selber den kleinen Finger abschneiden. Ich liebkoste das arme Täubgen,

und wurde von ihm geliebkost; aber nun sah ich erst, daß ihm ein Flügel gelahmt war. Das machte mich ganz wild, ich vergaß wo und bei wem ich war, ich schalt auf die unbarmherzigen Menschen, und nahm kein Blatt vor den Mund. — Wozu das Geschwäz? hub die Fürstinn endlich an: kannst du die Taube schlachten oder nicht? — Hundert Tauben will ich schlachten, nur diese nicht. — So wirst du dir gefallen lassen den Tafeldeker zu heirathen.

Ich sah die Fürstinn wehmüthig an, als wollte ich sagen: das ist ihr Ernst nicht. Aber sie machte mir ein strenges Gesicht, und befahl mir, bei ihren Kammerfrauen zu bleiben, bis sie mich wieder rufen lassen würde. Ich mußte dem jungen Herrn folgen, mein armes Täubgen blieb bei der Fürstinn zurük. Unterwegens erzählte mir mein Führer, die Fürstinn sei Tages zuvor auf der Jagd gewesen, und als sie gegen Abend am Rhein herunter geritten, sei plözlich in der Nähe ein Schuß gefallen, man habe sich umgesehn, da sei eine Taube mitten zwischen dem Gefolge niedergestürzt, und weil sie ein rothes Bändgen mit einem Briefgen um den Hals getragen, so habe man sie der Fürstinn gebracht, die das Briefgen gelesen, und befohlen, die Taube mitzunehmen. Gleich darauf habe sich der

Schüze sehen lassen, der einen blauen Rok mit schwarzen Knopflöchern, und eine runde Loke getragen; er sei hastig aus dem Busche getreten, und habe allem Ansehn nach große Lust gehabt, die Taube vor sich zu behalten; aber aus Respekt vor der Fürstinn, sei er mit dem Hut in der Hand von ferne stehen geblieben.

Das ist der gottlose Adjunktus! rief ich, und weinte. Der junge Herr brachte mich zu den Kammerfrauen, die gar schöne freundliche Damen waren, und mir Konfekt und Kaffee vorsezten, aber ich konnte weder essen noch trinken. Zwar sagten sie mir auch, daß man meiner armen Taube den gelähmten Flügel mit Balsam bestrichen, und daß sie nicht sterben würde; aber mir war eng und weh ums Herz, ich quälte mich mit traurigen Gedanken, wie es werden würde, wenn ich den Tafeldeker heirathen müßte, und was Friz dazu sagen würde? Als der Abend hereinbrach, wollte ich nach Hause, man ließ mich nicht fort. Die Menschen begegneten mir wohl Alle recht freundlich, aber sie ließen mich doch nicht fort. Ich wurde in ein schönes weiches Bett gelegt, und konnte gar nicht schlafen. Während die Andern um mich her schnarchten, betete ich recht innbrünstig, und — Gott verzeih mir die Sünde! — ich stieß auch manche

Verwünschung gegen den Adjunktus aus. Mit Sonnen Aufgang war ich aus dem Bette, saß am Fenster und weinte. Die schönen Damen lachten mich aus, und sprachen mir Muth ein, aber wo sollte ich Muth hernehmen ohne Frizen! — Das dauerte so den lieben langen Tag, und noch zwei andere Tage. Ich wollte verzweifeln vor Unmuth und Langerweile; bis endlich der junge Herr wieder kam, und mich zu der Fürstinn berief. Aber Friz, nun ist die Reihe an dir, erzähle wie es dir unterdessen ergieng.

Wunderlich genug, sagte der Mann; ich stieg froh und wohlgemuth aus dem Bette, und ließ mir gar nicht träumen, was für seltsame Dinge unterdessen vorgefallen waren. Ich schikte mich eben an das Wasser aus meinem Kahne zu schöpfen, weil ich hinüber wollte zu Christeln, da kam ein fürstlicher Stallknecht geritten, fragte, wie ich hieße? und als ich ihm antwortete: Friz Heinemann; befahl er mir auf der Stelle mit ihm nach der Stadt zu kommen, weil die Fürstinn mich sprechen wolle. Anfangs hielt ichs für Spaß, und meinte er solle mich ungenekt lassen; aber er fluchte wie ein Pandur, und ließ mir kaum so viel Zeit meine Sonntagsjake anzuziehen. Gar zu gern hätte ich es wenigstens bis auf den andern Tag verschoben, weil ich dachte,

Christel wird auf mich warten, und es ist doch besser daß die Fürstinn wartet als Christel; überdieß hatte ich meiner Christel viel, sehr viel zu sagen, und der Fürstinn nicht ein Sterbenswörtgen; das half Alles nichts, ich mußte über Hals und Kopf mit fort trollen. Als wir auf das Schloß kamen, wurde ich in einen schönen großen Garten geführt, da saß die Fürstinn auf einem hölzernen grün bemahlten Stuhle, und vor ihr hin lief eine lange lange Allee, und am Ende der Allee stand ein rundes Gartenhäusgen, sie nannten es einen Tempel. Es ist mir noch immer als ob ich Alles das vor mir sähe. Um die Fürstinn herum waren viele schöne Herren und Damen. Ich machte einen großen Krazfuß, und hielt meinen Hut vor den Bauch.

Wie heißest du? fieng die Fürstinn an. — Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, antwortete ich, ich heiße Friz Heinemann. — Das ist mir lieb, sagte sie, du bist ein braver Bursch, fromm und fleißig, ich will dir auch eine gute Frau geben. — Ach! mit der Frau hats gute Wege, die will ich mir schon selber suchen. — So? aber ich habe dir des Tafeldekers Tochter zugedacht. Sie ist hübsch und hat Geld. — Je du lieber Gott! ich weiß wohl Eine, die auch hübsch ist, und auch Geld hat, und für die ich durchs Feuer liefe.

— Laß doch hören, wer wäre denn die? — Christel Bergfeld mit Respekt zu sagen, Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, und in meinem Leben kann ich kein anderes Mädgen heirathen; das wäre eben so, als ob der Main nicht mehr in den Rhein fließen sollte. — Wahrhaftig? aber will sie dich denn auch? — o ja sie will wohl, wenn nur der Vater wollte. — Du mußt sie zu verdienen suchen. — Hat sich was zu verdienen. Ich habe Christeln lieb, und Christel meint das sei Verdienst genug. — Ja für Christeln aber nicht für den Vater. Wie wäre es, wenn du mich zur Freiwerberin machtest? — Ich scharrte einen Krazfuß. — Aber umsonst thue ich es nicht; du mußt mir versprechen, mir wenigstens drei Jahre als Soldat zu dienen. — Ei warum das nicht! Christel ist nicht älter als siebenzehn Jahr, und ich nicht älter als zwei und zwanzig. Hat doch der Erzvater Jacob vierzehn Jahr um die schöne Rahel die Schaafe hüten müssen, und Rahel war gewiß nicht so hübsch als Christel. — Sie lachten Alle wie die Narren, als ich das so treuherzig heraus sagte.

Gut, Friz Heinemann, fuhr die Fürstinn fort, du wirst Soldat werden, aber kannst du auch schießen? — Warum nicht? es ist wohl eine große Kunst, eine Flinte abzudruken. —

Das Schießen allein macht es nicht aus, man muß auch treffen. — Je nun, wenn das Ding das ich treffen soll, mir nahe genug ist. — Was meinst du, kannst du wohl versprechen, in einer Entfernung von zwanzig Schritt eine Taube tod zu schießen? — o ja. — Wohlan, das wollen wir bald sehn, aber triffst du die Taube nicht, so wird auch Christel nicht dein Weib. — Nur her mit der Taube. —

Die Fürstinn winkte, flugs liefen ein paar Bedienten fort, kamen um eine kleine Weile wieder, der Eine gab mir eine schöne blanke Flinte in die Hand, und der Andere band zwanzig Schritte von mir eine Taube an einen Strauch. Ich warf meinen Hut weg, und schlug die Flinte an. Als ich aber recht nach der Taube blinzelte, mein Seel, da kam es mir vor, als wäre es unsere Taube. Wie der Bliz lief ich hin, sie war es. Um ihren Hals hieng ein Zettelgen mit den Worten: schieß mich nicht, ich bin Christels Taube. — Je du lieber Gott! schrie ich: wo kommst du her armes Täubgen? — Das kann dir gleich viel gelten, sagte die Fürstinn, schieß nur. — Ich diese Taube schiessen? lieber wollte ich ein Auge aus dem Kopfe verlieren. — Hast du nicht versprochen? — Ja wenn es nur sonst eine berühmte Taube wäre, die, zum Exempel, aus Noahs Kasten,

oder die des türkischen Lügenpropheten; aber Christels Taube! Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht soll wissen, daß mein Vater und Christels Vater einen langen Prozeß über die verwünschten Tauben miteinander geführt haben, und sind einander grimmig Feind worden, weil mein Vater ein halbes Hundert auf Einmal todt schoß. Soll ich nun mit Christeln auch einen Prozeß führen? und auch grimmig Feind werden? Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, das geht nimmermehr an, denn wir lieben einander wie die Tauben, und diese hier hat ehrlich und redlich unsere Briefgen getragen; der Gott sei bei uns mag wissen, wie sie in die Gefangenschaft gerathen, und wollte ich gern einen feisten Hammel drum geben, wenn ich sie wieder mitnehmen dürfte. — Das sagte ich, und noch Allerlei was mir in den Mund kam. Ich gab die süssesten Worte, aber alles vergebens. Die Fürstinn wurde zornig und hieß mich auf die Hauptwache führen. Da saß ich drei Tage und machte Kalender. Zwar ließen sie mir nichts abgehen, und der Offizier gab mir zu essen von seinem eigenen Tische; aber ich wurde doch in den drei Tagen so mager wie ein Hering, weil ich immer dachte: du lieber Gott! was soll daraus werden? und was wird Christel denken? — Endlich hieß es: Marsch! die

Fürstinn will noch Einmal mit dir reden. — Ich wurde wieder in den Garten geführt — aber Christel, nun ist es an dir, du erzählst besser als ich.

Der junge Herr, sagte die Bäuerinn, der mich abholte, brachte mich geradesweges auf den Plaz im Garten, den Friz beschrieben hat. Da saß die Fürstinn mit ihrem ganzen Hofstaat. Aber ich mußte seitwärts stehen bleiben, und sie redete nicht ein Wort mit mir. Es währte nicht lange, so kam auch Friz von der andern Seite. Als Er mich sah, und als ich ihn sah, schrieen wir beide laut auf, und wären einander gern in die Arme geflogen, wenn der Respekt es zugelassen hätte. Die Herren und Damen vom Hofe hielten Schnupftücher und Fächer vor die Gesichter, ich merkte wohl daß sie lachten; aber die Fürstinn blieb ganz ernsthaft, und sah fast ungnädig aus. Ein Lakai brachte ihr unsere Taube, sie nahm sie auf den Schoos, rief mich näher, und fragte: ob ich noch nicht entschlossen sei, die Taube zu schlachten? — Ich kann wahrhaftig nicht, sagte ich mit Thränen; meine Hand würde zittern, und mein Herz würde brechen. — Nun, versezte die Fürstinn, so stelle ich dir hier den Tafeldeker als deinen Bräutigam vor. Sie zeigte auf einen kleinen bukligten Menschen der ne-

ben mir stand, und mir einen freundlichen tiefen Bükling machte. —

Lieber Herr, sagte ich zu ihm, heirathe er mich ja nicht. Es geht nicht gut, denn ich liebe Frizen, und ich sage es ihm vorher daß es übel ablaufen wird.

Es giebt noch Ein Mittel, sagte die Fürstinn, und wandte sich zu Frizen, der unterdessen ein großes Stük aus seinem Hute gekniffen hatte; wenn dieser junge Mensch sein Versprechen hält, mir drei Jahre als Soldat zu dienen, und zur Probe, daß er mit Schießgewehr umzugehen versteht, auf der Stelle diese Taube todt schießt. — Das wird er nicht thun, rief ich hastig, das wird er gewiß nicht thun! — Nach seinem Gefallen, versezte die Fürstinn; wenn er es nicht thut, so steht seine Braut auch schon neben ihm. — Friz erschrak und sah sich um; ein großes häßliches Mensch mit einer Haube auf dem Kopfe, schielte ihn mit frechen Bliken an. — Nun Friz, was meinst du? fuhr die Fürstinn fort: willst du diese oder jene? — Hat sich was zu fragen, Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, ich will meine Christel haben. — So greif nach der Flinte. — Friz gukte verstohlen nach mir hin, und wußte nicht was er thun sollte. Wie war es doch Friz? was sprachst du zu mir?

Der Bauer nahm das Wort: Je nun,

ich meinte, eine Taube wäre doch immer nur eine Taube; es käme auf Einen herzhaften Druk mit dem Finger an, so wäre es geschehen; Christel sollte lieber nicht hinkuken; es wäre doch besser daß wir uns heiratheten, als daß die Taube leben bliebe, die nicht einmal ein Männgen habe. — So? sagte Christel, und du könntest unser armes Täubgen wirklich todt schießen? — Ich meinte, wenn ich nur erst ein paar Gläser Branntwein im Leibe hätte, so wollte ich mir wohl ein Herz fassen. — Aber da erinnerte mich Christel an die vielen Briefgen, welche die Taube ihr zugetragen, und wie ich sie aus den Klauen des Habichts errettet; und wie Christel mir den ersten Kuß dafür gab, der mir noch wie Feuer auf den Lippen brannte. Kurz, sie machte mich so weichherzig, daß mir das Schluchzen ankam, und ich sagte: Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, thun Sie mit mir was Sie wollen; aber dem armen Täubgen thue ich ein für allemal nichts zu Leide. — Da machte die Fürstinn ein böses Gesicht. Wohlan, sagte sie, ihr habt euer Unglük euch selbst beizumessen.

Mit diesen Worten sezte sie die Taube auf die Erde, welche straks die Allee hinab zu laufen begann, gerade auf das runde Häusgen zu, das in der Ferne stand. Mir und

Christeln befahl die Fürstinn, der Taube zu folgen, wohin sie uns führen würde; dort sollten wir unser Schiksal erfahren. Wir gehorchten, und ein schnurrbärtiger Grenadier mit aufgepflanztem Bajonet gieng zwischen uns, daß wir uns nur von der Seite anschielen konnten. Hinter uns hörten wir kichern und lachen, das schnitt mir durch die Seele. Die Taube gieng, hüpfte und flatterte immer vor uns her, immer auf das runde Häusgen los; denn Er muß wissen, guter Herr, daß man die Taube nur dort gefüttert, und ihr in vier und zwanzig Stunden nichts zu fressen gegeben hatte, drum war sie hungrig, und fragte weder nach mir noch nach Christeln. Wir schlichen trübselig hinterdrein, bis wir endlich vor die Thür gekommen waren, die that sich plözlich auf, und was sahen wir da? — Mein Seel! den Herrn Adjunktus im völligen Ornat, hinter einem Altare, und der Küster neben ihm. Wir konnten Alle drei vor Verwunderung nicht ein Wort reden. Es war mir gar nicht lächerlich zu Muthe, aber ich mußte doch schier lachen, über seine wunderlichen Grimassen. Unsere Durchlauchtigste Landes-Fürstinn, hub er endlich an — und seine Lippen zitterten, die Nasenspize war ihm ganz gelb geworden — unsere Durchlauchtigste Landes-Fürstinn hat mir allergnädigst befohlen,

das erste Paar welches hier herein treten würde, ohne weitere Umstände zu kopuliren. — Poz Wetter! wir ließen uns das nicht zweimal sagen. In fünf Minuten waren wir Mann und Weib, und der Herr Adjunktus mußte uns noch obendrein gratuliren. Als wir wieder herauskamen, gieng der Grenadier nicht mehr zwischen uns. Mein Vater und Christels Vater kamen uns entgegen, waren versöhnt, und umarmten uns. Da mußte ich weinen, daß mich der Bok stieß, und Christel weinte auch. Die liebe gnädige Fürstinn beschenkte uns zu guter lezt reichlich, wegen der vielen Angst die wir ausgestanden hätten, wie sie meinte. Aber das Kostbarste was wir mit uns nahmen, war die Taube; die haben wir mit Sorgfalt und Liebe gefüttert bis auf den heutigen Tag, wo sie endlich vor Alter gestorben ist.

Hier endigten die guten Leute ihre Erzählung, die nach manchem Kriegsgetöse und Schlachtgetümmel, dem Hauptmann von A** eine sanfte Erquikung gewährt hatte. Er schlief die Nacht ruhig und süß auf seinem Feldbette. Der folgende Tag war gerade ein Rasttag, und er freute sich, noch länger unter diesen Kindern der Natur und Unschuld verweilen zu können. Wirth und Wirthin waren schon ganz vertraut mit ihm geworden.

Gegen Abend näherte sich ihm die Bäuerin ein wenig schüchtern, erzählte ihm, Friz habe für die Taube im Garten unter einem Rosenstrauche ein Grab gemacht, und weil sie ihrem Liebling doch gern eine lezte Ehre erzeigen wollten, so wären sie auf den Einfall gerathen, ihn zu bitten, durch seine Trommelschläger und Pfeiffer bei der Beerdigung ein wenig Musik machen zu lassen; sie wollten nachher die Leute aus Dankbarkeit gut bewirthen. Der Hauptmann willigte gern darein, und so wurde das gute Täubgen mit lautem Schluchzen und gedämpften Trommeln zur Erde bestattet.

Die klagenden Ehemänner.

ein rührendes Drama.

Spielende Personen:

Der Powatan, Oberregent von Virginien.
Der Fürst der Chikahaminer, sein Schwiegervater. Die weise Quarlasamma, Präsident des Staatsraths.

Elhasa Thami Medun, vormaliger marokkanischer Ambassadeur am Dänischen Hofe.
Ein Siameser.
Ein Peruaner.
Ein Lappländer.
Ein Südseeinsulaner.
Ein Karaibe.
Ein Grönländer.
Ein Irokese. Ein Russe. Ein Ostindianer. Ein Neger. Ein Jude.
Ein Einwohner der Insel Formosa.
Ein Taglöhner von Worcester.
Mehrere Europäer aus allerlei Ständen.
Sämmtliche spielenden Personen erscheinen mit ihren Weibern.

Der Schauplaz ist in Virginien.

Erste Scene.

Der Pallast des Powatan. Man führt den Fürsten der Chikahaminer herein.

Der Fürst (zu seinem Gefolge)

Man melde meine Ankunft sogleich meinem Schwiegersohne.

(Einer aus dem Gefolge entfernt sich)

Der Fürst (geht unruhig auf und nieder, bis endlich der Powatan hereintritt, dem er mit raschen

Schritten entgegen eilt.) Ha! mein Sohn! was muß ich hören!

Der Powatan. Willkommen Schwiegervater! sprich, was hast Du hören müssen?

Der Fürst. Du willst meine Tochter, die reizende Murxa verstossen?

Der Powatan. Wir können es mit der reizenden Murxa nicht länger aushalten.

Der Fürst. Warum nicht? war sie nicht das schönste Mädgen ihrer Nation? hat sie nicht die schönsten kleinen Augen, eine platte Nase und einen weiten Mund?

Der Powatan. Alles wahr, die Reize ihres Körpers hatten uns bezaubert, aber wir verlangen, daß unsere Gemahlin nicht allein schön, sondern auch tugendreich sei. Der Kummer nagt an unserm Herzen, wie ein Pfahlwurm im Holze. Wir müssen sterben, so wenig Lust wir auch dazu haben, wenn wir dieses verhaßte Band nicht bald entzwei schneiden. Ach Vater! so weit die Sonne scheint — und vermuthlich scheint sie überall — findest Du keinen unglüklicheren Ehemann als uns.

Der Fürst. Erkläre Dich deutlicher, was vermissest Du an der schönen Murxa?

Der Powatan. Gleich in den ersten Tagen unserer Verbindung, mußten wir mit Schreken wahrnehmen, daß sie nicht einmal

ordentlich zu balbiren versteht. Du weißt wie nothwendig die Kunst den Bart abzunehmen, einer treuen Hausfrau ist; aber ach! dieser Bart, zu dessen hülfreicher Freundin Natur und Sitte sie bestimmte, ist von unserer ersten Gemahlin verlassen! — O! — (Er weint.)

Der Fürst. Ich fühle und theile Deinen gerechten Schmerz. Leider ist es unverzeihlich, daß die schöne Murxa nicht balbiren kann; aber Du hast ja der bartscheerenden Weiber mehrere, und wenn meine Tochter durch andere Tugenden diesen Mangel ersezt —

Der Powatan. Ja wenn! — aber wenn wir Dir nun sagen, daß die Ungeschiklichkeit im Balbiren eine unserer geringsten Klagen ist? — Wir mögen Dein zärtliches Vaterohr nicht lange quälen. Auch haben wir noch nicht gefrühstükt. Höre nur noch Eines, das Wichtigste — und schaudere!

Der Fürst. Laß hören!

Der Powatan. Du wirst es nicht glauben wollen, denn so lange Powatans regieren, das heißt, so lange die Welt steht, ist ein solcher Greuel nicht erhört worden. Die schöne Marxa mischt sich nie in Staatsgeschäfte!

Der Fürst. Ist es möglich!

Der Powatan. Ihr gilt es gleich, ob wir Krieg führen oder Frieden schließen; ob

wir unsere Unterthanen gnädigst kochen oder huldreichst braten. Gähnend sizt sie im Staats-rathe, schweigt und spielt mit ihrer Feder-schürze.

Der Fürst. Ha! wie konnte ein so un-gerathenes Kind aus dem Blute der Chikaha-miner entspriessen!

Der Powatan. Du bist gerecht Schwie-gervater, Du weißt, daß es die erste Pflicht der Gattin eines Fürsten ist, die Staatsge-schäfte zu verwalten. O reizende Murxa! du bist untauglich zu dieser Pflicht, und folglich müssen wir dich ohne Barmherzigkeit verstossen.

Der Fürst. Du hast Recht, mein Sohn, ein Weib das weder balbiren, noch den Staat verwalten kann, ist eine unnüze Kreatur. Aber — warum soll ich verbergen — noch immer spricht in meinem Herzen die Stimme der Natur für meine ehemals geliebte Murxa. Bedenke, Sohn, daß es der geplagten Ehe-männer so viele auf der Welt giebt, als Fische im Meere und Sand am Ufer. Aber die Götter verliehen den meisten die köstliche Gabe der Geduld. —

Der Powatan. Auch das würden wir versuchen, obgleich einem Powatan nicht zu-gemuthet werden kann, sich mit der Geduld zu befassen; aber ach! nur die Ueberzeugung, daß wir unter allen Ehemännern der Geplag

teste sind, konnte uns zu dem Entschlusse bewegen, Dein Vaterherz zu kränken.

Der Fürst. Unter Allen der Geplagteste? Glaube das ja nicht. Diese schöne Männerplage ist von den Göttern über jeden Welttheil ausgegossen worden, und Du kannst Dich keine Tagreise lang in Deinem Palankine schaukeln lassen, ohne auf einen Ehemann zu stossen, der eben so kek als Du, behauptet der Unglüklichste zu seyn.

Der Powatan. Aber wird er es auch mit dem nemlichen Rechte behaupten als wir?

Der Fürst. Er wird es wenigstens glauben, und wenn er sich eben so elend fühlt als Du, so gilt es gleich viel, ob ein ungepuzter Bart, oder eine andere Sache von ähnlicher Wichtigkeit, sein Leben verbittern.

Der Powatan. Der heutige Tag wird zeigen, ob Du Recht habest. Wir können Dir nicht verhalten, daß wir schon vor Jahr und Tag auf Mittel spannen, die schöne plattnasigte Murxa mit guter Manier los zu werden. Einer unserer Staatsminister, die alte Quarlasamma, gab uns den Rath, Herolde in die weite Welt zu schiken, welche überall, wo sie hinkommen, folgendes auszutrompeten verbunden sind:

„Der große Powatan und Oberregent von „Virginien, thut jedermänniglich kund und

„zu wissen, daß er eine böse Gemahlinn, „die schöne Murxa besitze, welche, troz ihrer „platten Nase und ihres weiten Maules, „an allen übrigen weiblichen Vollkommen„heiten Mangel leidet. Er glaubt sich da„her befugt, sich für den unglüklichsten Ehe„mann auf dem Erdboden zu halten, und „fodert einen Jeden, an Weiber gefesselten „Erdbewohner auf, der da vermeint, ge„plagter zu seyn als Er, sich an dem und „dem Tage, in der und der Stunde, in „seinem Pallaste einzufinden, und sein ver„meintliches Elend darzuthun. Ergiebt es „sich alsdann, daß wirklich Einem unter ih„nen ein bedauernswürdigeres Loos traf, „als den großen Powatan; so macht dieser „Oberregent sich anheischig, ihm seine Frau „abzunehmen, und ihn noch überdieß mit „Schäzen zu überhäufen. Wird im Gegen„theil erwiesen, daß das Oberhaupt der „Virginier wärklich auch das Oberhaupt „der geplagten Ehemänner sei, so müssen „sämmtliche Versammelte, die ihm diesen „Vorzug abzustreiten wagten, unter sich loo„sen, und derjenige, welchen das Loos trift, „muß ohne Barmherzigkeit die schöne Murxa „mit sich nehmen.“

Diesen Rath gab die weise Quarlasamma, und wir säumten nicht ihn zu befolgen. Un-

sere Herolde haben ein Jahr lang die ganze Welt durchstrichen, und aus allen Kräften trompetet. Heute ist endlich der merkwürdige Tag, an welchem dieser große Streit entschieden werden wird. Schon wimmeln unsere Vorhöfe von Fremden aus allen Ländern, schwarz, roth, gelb und weiß, mit Hüten und Müzen, in engen und weiten, langen und kurzen Röken. Unser Thron ist aufgeschlagen, wie Du siehst, und bald wird die bunte Menge an den Stufen desselben erscheinen. Wir werden in möglichster Kürze ihre Klagen hören, und ihre Ansprüche abwiegen, denn wir müssen Dir im Vertrauen gestehn, daß unser Vorrath von Lebensmitteln nicht hinreicht, ein so zahlloses Volk lange zu bewirthen.

Der Fürst. Theurer Sohn! wo ich nicht irre, so hat die weise Quarlasamma Dich für den Narren gehalten. Du bist nicht der erste Powatan, dem ein Solches wiederfährt. Sie ist im Staatsrathe grau geworden, und hat Dir auf eine feine Art zu verstehen geben wollen, was ich Dir ohne Umschweife sagte, nemlich daß von Oroonoko bis zum Missisippi, und von den Cordilleras bis zu den Bergen im Monde, alle Ehemänner gleiche Klagen führen. Schon die zahllose Menge der Fremden, welche in Deinen Vorhöfen hungert, kann Dir das zur Genüge beweisen.

Alle hungern gern und ohne Murren, weil sie hoffen, ihre Weiber hier los zu werden.

Der Powatan. Wie sanft werden wir unser Regentenhaupt diesen Abend niederlegen, wenn die schöne Murxa nicht mehr die Zierde unsers Pallastes seyn wird. — Wohlan! wir besteigen den Thron unserer Väter. Schwiegervater, seze Dich zu unserer Rechten. Der Plaz hier zur Linken ist für Deine reizende Tochter bestimmt. — Man öffne die Thore, und lasse die Kläger und Beklagten hereintreten.

(Die kostbaren Flügelthüren, aus Weidenzweigen geflochten, werden aufgethan. In einer Minute ist der Saal buntschekigt angefüllt, und draussen prügeln sie sich, um herein zu kommen. Die Männer fluchen, die Damen kreischen, die Leibwache theilt Ribbenstösse aus. Diese sanfte Art der Ueberredung beruhigt sie nach und nach.)

Eine Europäerin (zu dem Powatan) Ew. Majestät haben eine unverschämte Leibwache, die beinahe ganz nakend geht, und unglüklicherweise habe ich meinen Fächer im Gedränge verlohren. Wenn man Damen einladet, so sollte man wenigstens seinen Soldaten befehlen, dasjenige Kleidungsstük nicht zu vergessen, welches der bükeburgische Leibarzt nur Kindern zu tragen verbietet.

Der Powatan. Um aller Götter willen!

Schwiegervater! hast Du je etwas häßlicheres gesehen? grosse blaue Augen, eine hüglichte Nase, ein winzig kleiner Mund — warlich! wir können uns nicht enthalten zu lachen, daß unser Regentenbauch davon erschüttert wird.

Die Europäerin. Sind Ew. Majestät von Sinnen? ich habe durch meine Schönheit ein Duzend Nebenbuhlerinnen zur Verzweiflung gebracht.

Der Powatan. Warte, Du wirst sogleich die reizende Murxa sehn und verstummen.

(Die schöne Murxa erscheint, und nimmt ihren Plaz zur Linken ihres Gemahls ein. Die weise Quarlasamma, an der Spize von zwanzig alten Weibern, welche den ehrwürdigen Staatsrath ausmachen, lagert sich auf den Stufen des Thrones. Es entsteht ein Gesumse, wie von Millionen Käfern. Sämmtliche Damen messen sich mit spöttischen Bliken.)

Eine Lappländerinn. Mein Gott! was für drollige Figuren hier versammelt sind! (zu einer Engländerinn, die neben ihr steht) Schämen Sie sich denn gar nicht, Madam, so lang und schlank gewachsen zu seyn?

Die Engländerinn. Was will das kleine Unthier mit seinen krummen Beinen?

Die Lappländerinn. Freilich sind

meine Beine krumm, und ich bin stolz darauf. Es sind die schönsten krummen Beine in ganz Lappland.

Eine Siameserinn. Aber die Ohren! die Ohren! wer hat sie größer als ich?

Die Engländerinn (spöttisch.) Und wessen Zähne sind schwärzer als die ihrigen?

Die Siameserinn. Sie kränken meine Bescheidenheit, mich so ins Antliz zu loben.

Eine Maroccanerinn (mit Empfindlichkeit.) Die magere Dame mit dem schwarzen Haar scheint zu vergessen, daß hier auch gewisse rothhaarige fette Weiber sind —

Die Siameserinn. Was hilft die Fettigkeit, wenn die Bakenknochen nicht gehörig hervor stehn?

Die Lappländerinn. Und der Kopf nicht größer ist als der übrige Körper.

Die Engländerinn (laut lachend.) Ha! ha! ha! über die ungestalten Mißgeburten!

(Die schönen beleidigten Damen fallen mit vieler Sanftmuth über die Engländerinn her und zerzausen sie.)

(Der Powatan gebietet Ruhe. Die Leibwache unterstüzt sein Gebot durch kräftige Erinnerungen. Der Lärm verliert sich nach und nach wieder in ein Sumsen. — Die geplagten Ehemänner werden aufgefordert, ihre Beschwerden vorzutragen. „Welcher unter Euch, so ruft der Powatan mit lau-

„ter Stimme, hält sich für unglüklicher als ich!“ Ein fürchterliches Echo giebt ihm sein Ich zurük.)

Der Fürst der Chikahaminer. Habe ich das nicht vorher gesagt?

Der Powatan. Es rede Einer nach dem Andern, damit das Trommelfell unserer Regentenohren nicht entzwei springe.

Ein Europäer tritt auf. Großer Powatan! und Ihr, eingeschrumpfte Mitglieder des würdigsten Staatsraths! Hier neben mir steht mein Quälgeist! Laßt euch nicht bezaubern durch die großen schönen Augen und die griechisch geformte Nase —

Der Powatan. Fürchte nichts mein Freund, ich habe in meinem Leben nichts abscheulicheres gesehn.

Der Europäer. Zu spät muß ich bereuen, daß die Reize dieses Körpers, dieß seidne Haar, welches sie mit Geschmak zu kräuseln versteht —

Der Powatan. Kann sie auch balbieren?

Die Frau. Warum nicht? wenn ich Lust habe es zu versuchen.

Der Powatan (zu dem Manne.) Nun, was verlangst Du mehr?

Der Mann. Ich verlange Bescheidenheit, Einschränkung in ihrem Wirkungskreis. Ich verlange daß sie sich nicht lächerlicherweise

in die Politik mische; daß sie sich um ihre Küche und nicht um Staatsgeschäfte bekümmere.

Der Powatan. Thut sie das? worüber beklagst Du Dich denn?

Der Mann. Sie ist so stolz auf ihre alte Familie, daß sie sich auf Visitenkarten nicht einmal meines Namens bedient.

Der Siameser. Gerade das Gegentheil ist eine von meinen Klagen. Meine Frau ist so unverschämt, meinen Namen führen zu wollen.

Der Europäer. Sie hat die für eine Dame so ekelhafte Gewohnheit, Tobak zu rauchen.

Der Siameser. Glüklicher Mann! bei der meinigen kann ich es weder durch Bitten noch Drohungen dahin bringen.

Der Europäer. Das wodurch einst die Gesandtschaft der Hunde sich Jupiters Fluch zuzog, thut sie in den größten Gesellschaften ungescheut.

Der Siameser. Daran thut sie ganz Recht. Die Meinige giebt, wider alle Zucht und Sitte, einer albernen Schamhaftigkeit Raum.

Der Europäer. Kurz, ich kann ihre häuslichen Tugenden in zwei Worte fassen: sie versteht Confituren einzumachen.

Der Siameser. Es geht Dir mit den Confituren, wie mir mit meinen Lieblingsspeisen, faule Eier, und allerlei Ungeziefer, die meine Frau freilich sehr schmakhaft zubereitet. Aber das ist noch nicht genug zum Glük des Lebens. Du mögtest sagen, großer Powatan, daß ihr breites Gesicht, ihre hohen Kinnbaken, ihre großen Ohren, und ihre vom Betelkauen schwarz gefärbten Zähne mich nothwendig beglüken müßten —

Der Powatan. Nein guter Freund, das mögte ich nicht sagen.

Der Siameser. Anfangs gieng auch Alles recht gut. Ich nannte sie junger Diamant, junger Himmel, sie nannte mich junges Gold, junge Blume; ihr breites Gesicht erheiterte sich so oft ich kam, ihr lächelnder Mund zeigte die schwarzen Zähne, und ihre großen Ohren wakelten. Aber ach! welche Untugenden mußte ich bald an ihr gewahr werden! sie raucht keinen Tobak! sie vergißt zuweilen den Wohlstand so sehr, daß sie die Schüssel oder den Teller, welchen sie mir darreicht, nur mit Einer Hand anfaßt! und oft habe ich sogar sehen müssen — o Jammer! — daß sie sich im Kopfe gekrazt hat!

Ein Italiäner. Bruder Siameser, laß uns tauschen, meine Frau krazt sich nie im Kopfe. Ich würde auch sonst so ziemlich mit

ihr zufrieden seyn, wenn mich nicht das fürchterliche Unglük betroffen hätte, am Tage unserer Verbindung wahrnehmen zu müssen, daß das Kleinod ihrer Unschuld nicht zu ihrem Brautschaz gehörte.

Ein Peruaner. Glüklicher Gatte! hier neben mir steht die schöne Dello, die mir leider! dieses Kleinod unverlezt überliefert hat.

Ein Lappländer. Reiche mir die Hand, Unglükskammerad! mir ists eben so ergangen. Während die Gespielinnen meines Weibes hundert begünstigte Liebhaber hatten, in deren Armen sie nicht allein Ehre und Ruhm, sondern auch eine reiche Aussteuer erwarben, hat diese heuchlerische Dirne, die ich für ein braves, wohlerzogenes Mädgen hielt, nicht den Werth eines Rennthiers verdient, und mir nur allein die Aussteuer zugebracht, die gar keinen Werth hat.

Der Italiäner. Freund Lappländer, wenn Du keine andere Klage über Dein Weib zu führen weißt, so danke Gott und schweige.

Der Lappländer. Ich schweigen? — nachdem ihre Bosheit sich unterstanden hat, meine Trommel und meinen Hammer anzurühren? wenn ich von der Jagd zurükkomme, weigert sie sich sogar, mir gekaute Erlenrinde ins Gesicht zu speien. — Nein, ich fühle mich so elend, daß, wenn der große Powa=

kan mir dieses Weib nicht vom Halse schaft, ich meinen Schlitten anspanne, auf die Bärenjagd fahre, und den Tod suche.

Ein Holländer. Ich fahre mit Dir, und finden wir ihn da nicht, so suchen wir ihn auf dem Wallfischfang. Wenn der grosse Powatan, wie ich nicht zweifle, nur ein Einzigesmal in Amsterdam gewesen ist, so wird er wissen, daß Reinlichkeit unter die Charakterzüge der Holländer gehört. Nun sehe man nur meine schmuzige Ehehälfte. Wie kann ich mit einer Frau leben, die nicht einmal rein vom Ungeziefer ist!

Ein Karaibe. Ich beneide Dich Bruder Holländer. Wie wollte ich schmausen, wenn das meine Frau wäre. Bei der Meinigen finde ich leider solche Lekerbissen nie.

Der Holländer. Selten geht sie mit mir zu Tische, weil Alles was ich esse ihr nicht gut genug ist.

Ein Südseeinsulaner. Danke dem Himmel, daß er Deinem Weibe Bescheidenheit verlieh. Meine Frau ist so unverschämt, daß sie immer mit mir an Einem Tische essen will.

Der Holländer. Sie schminkt sich, und wollte neulich sogar auch mich schminken.

Der Karaibe. Daraus sieht man, daß

sie ihre Pflichten kennt. Die Meinige versteht es sehr schlecht, mich zu bemahlen.

Der Holländer. Schon als Mädgen verlezte sie den Wohlstand durch ihren frech entblößten Busen.

Der Karaibe. Das beweißt, daß sie eine gute Erziehung genoß. Ich war einmal auf dem Punkt, meine Braut sizen zu lassen, weil sie, wider alle Zucht und Ehrbarkeit, bei einer feierlichen Gelegenheit nicht ganz nakend erschien.

Der Holländer. Und wenn sie alle meine Leiden mir wenigstens durch Vaterfreuden vergelten könnte! Aber auf ihr ruht der Fluch der Unfruchtbarkeit. —

Der Karaibe. Darüber kann ich nicht klagen. Dagegen hat mein Weib die Grille, so oft es Mutter wird, selbst im Bette liegen zu wollen, da es doch meine Schuldigkeit ist, das Wochenbett zu hüten.

Der Holländer. Wie süß ist es, wenn Mann und Weib traulich miteinander an einem Tische sizen, und die Pfänder ihrer Liebe um sie her gelagert sind.

Der Südseeinsulaner. Diker Freund, ich verstehe Dich nicht. Was sollen Mann und Weib an Einem Tische zusammen machen?

Ein Ostindianer. Das wäre sehr unschiklich.

Ein Neger. Wider allen Wohlstand.

Viele Stimmen aus mehreren Nationen. Keine Frau darf sich das unterstehen!

Der Südseeinsulaner. Hörst Du, Bruder Holländer? — Man ist schon gefällig genug, wenn man ihr zuweilen erlaubt, Schweinefleisch zu essen.

Ein Jude. Schweinefleisch? wo denkst Du hin?

Der Südsee Insulaner. Aber die Meinige hat Lust Thunfische, und die besten Pisange zu schmausen, so gut als ich. Wenn ich sie nun derb durchprügle, so erkennt sie zwar diesen Beweiß meiner Liebe —

Ein Russe. Sehr natürlich.

Der Südsee Insulaner. Aber selbst meine Wohlthaten fesselten sie nicht. Solltest Du glauben, grosser Powatan, daß ich das erste Kind, welches sie gebohren, blos aus Liebe zu ihr am Leben gelassen? da es doch bei mir stand, ihm ein Stük angefeuchtetes Zeug auf die Nase zu legen, um es dadurch zu erstiken? Solltest du glauben, daß sie die Undankbarkeit so weit treibt, mich alle Jahr aufs neue zum Vater zu machen? durch welche schändliche Fruchtbarkeit sie sich bereits den Spottnahmen: Kindergebährerinn, zugezogen hat.

Der Holländer (von mehreren Europäern unterstüzt.) Was! dieser ehrwürdige Nahme dient euch zum Spott?

Ein Irokese. Wozu denn? Hörtest Du nicht, daß der Nachbar aus der Südsee wohl gar schon im Ersten Jahre Vater geworden? und läßt sich eine grössere Schande denken?

Ein Bewohner der Insel Formosa. Die Herren schwazen und reden, daß man beinahe glauben muß, in Europa sei die wahre Ehre unbekannt. Jedermann weiß, welch eine Schande es ist, wenn eine Frau vor ihrem fünf und dreißigsten Jahre in die Wochen kommt. Die Meinige ist erst neun und zwanzig Jahr alt, und ist schon funfzehnmal schwanger gewesen; funfzehnmal habe ich ihr die Frucht durch unsere Priesterinnen aus dem Leibe treten lassen, aber nun, das Sechszehnte mal, hat kein Treten und Trampeln helfen wollen. Vor Kurzem hat sie mir wirklich die Schande angethan, ein gesundes Kind auf die Welt zu sezen, und ich bin allen meinen Freunden zum Spott und Gelächter geworden.

Der Karaibe. Unglüklicher Mitbruder! O warum mußte Luko, der erste Mensch, aus dessen Nabel alle übrige hervorgiengen, auch Weiber zu unserer Plage entstehen lassen! Ich warb um meine Frau, wie es ge-

wöhnlich ist, noch ehe sie gebohren war, und sie wurde mir zugesagt, im Fall das Kind ein Mädgen seyn würde. Da es nun wirklich ein Mädgen war, so zeichnete ihm die vernünftige Mutter mit Ruku ein Kreuz auf den Bauch, damit ich es wieder erkennen könnte. Seit ihrem achten Jahre ließ ich sie bei mir schlafen, und gab mir alle Mühe sie selbst zu bilden. Aber sie ist herangewachsen, und hat keine meiner Hoffnungen erfüllt. Wenn sie mir einen Trank von Uiku zubereiten soll, so kaut sie die Wurzeln nie vorher gehörig durch.

Der Holländer. Pfui! Du bist ein unsauberer Gesell!

Der Karaibe. Ihre Bosheit geht so weit, daß sie meinen Tod wünscht. Als ich neulich einen Kahn ins Wasser stieß, berührte sie ihn mit dem Finger, wodurch sie ihn völlig unbrauchbar machte, und eine gewisse Freiheit, deren sie sich dabei bediente, war hinlänglich, mir den sichern Untergang auf dem Meere zu bereiten.

Ein Deutscher. Ich bemerke wohl, der Karaibe ist nicht so dumm, als unsere Kompilatoren in ihren Länder- und Völkerkunden ihn machen wollen. Er glaubt an Sympathie, jene geheimnißreiche Kraft der Natur, für welche ich vergebens Sinn und Gefühl in meiner Minna zu erweken suche. Der Mond,

der heilige, keusche Mond! in dessen Strahlen ich so sanft und himmlisch schwärme, erregt nicht mehr Mitgefühl in ihr, als eine gemeine Gassenlaterne. Nie habe ich sie überreden können, an meinem Arm, im Mondschein, über die bethauten Fluren zu wandeln.

Ein Grönländer. Du solltest froh darüber seyn. Deine Minna ist eine ehrbare Dirne, die da wohl weiß, was Zucht und Sitte von ihr heischen. Du nennst den Mond keusch? und doch ist der ganzen Welt bekannt, daß keine Jungfrau sich ohne Gefahr von seinen Strahlen bescheinen läßt. Mir ist es leider mit meiner Kuraxa so ergangen. Drei Abende hintereinander fand ich sie im Mondschein vor der Hütte, und ehe ich sie jezt wieder zum Weibe nehme, will ich lieber schwören, in meinem Leben keinen Tropfen Seehundsblut zu trinken.

Der Powatan. Schwiegervater, bald haben wir das Ding satt. Die Kerls wissen alle nicht was sie wollen.

Quarlasamma. Großer Powatan, neige Dein Ohr herab, hier steht schon wieder Einer der da klagen will.

Der Powatan. Ja, sie klagen alle, aber unser Regentenmagen hungert, und in allen ihren Klagen ist nicht so viel Menschen-

verstand, als man auf die Spize eines Pfeiles legen kann.

Ein Europäer. Ew. Majestät werden geruhen, nur noch meine Beschwerden anzuhören. Sie sind wichtiger, als die des ganzen Haufens.

Der Powatan. Nun laß hören, aber mach es kurz.

Der Europäer. Meine Familia schwazte mir ein reiches, aber häßliches Mädgen auf, fett und rothhaarig, mit geschminkten Wangen und gefärbten Augenbraunen. —

Der Marokkaner Elhasgh Thami Medun. Um Vergebung wenn ich Dich unterbreche. Du nennst ein fettes, rothhaariges Geschöpf häßlich? läßt sich etwas schöneres denken, als ein Mädgen, dessen Wangen von Cochenille glühen? dessen Spekhals mit Punkten von Antimonium umgeben ist, dessen Augenlieder mit Kahol schwarz, die Hände und Finger aber mit Henna brandgelb gefärbt sind? Leider sind es gerade diese Vorzüge, welche mich in das Nez des Ehestandes lokten.

Der Powatan. Ich verbitte mir den Streit über die Schönheit eurer Weiber. Wenn hier von Schönheit die Rede wäre, so dürfte unsere plattnasige Murxa sich mit einer Jeden messen. Aber hier ist die Frage von ganz andern Dingen.

Der Europäer. Du hast Recht grosser Monarch. —

Der Powatan. Die Powatans haben immer Recht.

Der Europäer. Man gewöhnt sich an Schönheit wie an Häßlichkeit, nur muß die leztere nicht in Widerlichkeit ausarten. So erwekt es mir zum Beispiel Ekel, wenn ich sehen muß, daß meine Gattinn alle ihre Zähne verloren hat, durch die üble Gewohnheit, die Suppe heiß hinunter zu schlingen, und nie darauf zu blasen.

Der Maroccaner. Grosser Prophet! welch ein seltsamer Mann! gerade diese Sittenlosigkeit, auf die Suppe zu blasen, empört täglich mein feineres Gefühl.

Der Europäer. Und wenn sie wenigstens durch heitern Frohsinn die Mängel ihrer Gestalt ersezte. Ich bin ein Liebhaber von muntern Gesellschaften, aber in den ersten acht Monaten unserer Ehe, habe ich sie nicht ein Einzigesmal überreden können, aus dem Hause zu fahren.

Der Maroccaner. Wollte der Himmel ich könnte das nemliche sagen!

Der Europäer. Besuchen mich meine Verwandten, so verschließt sie sich in ihr Kabinet, und läßt sich gar nicht sehen.

Der Maroccaner. Ach! die Meinige

thut gerade das Gegentheil! So oft mein Bruder zu mir kömmt, hat sie sogar die Frechheit ihr Gesicht zu entblössen.

Der Europäer. Um die Wirthschaft bekümmert sie sich gar nicht. Es thäte Noth, ich gienge selbst auf den Markt, um Butter einzukaufen.

Der Maroccaner. Und das ist etwa nicht Deine Pflicht? kaufe ich denn nicht täglich Butter ein, ob ich gleich Ambassadeur am Dänischen Hofe war?

Der Europäer. Durch alle diese Untugenden hat sie sich bereits so verhaßt gemacht, daß unter zehn meiner Freunde kaum Einer mich fragt: wie befindet sich deine Frau?

Der Maroccaner. Ei das ist eben ein Beweiß, daß Deine Freunde zu leben wissen.

Der Powatan. Nun, da werde mir Einer klug daraus.

Ein Irokese. Die Leute schwazen in den Tag hinein, wie die Enten auf dem See Ontario. Der dort beschwert sich, daß seine Frau sich mit der Politik abgiebt, ich hingegen halte es für ein Unglük, daß die Meinige sich durchaus nicht in Staatsgeschäfte mischen will —

Der Powatan. Recht mein Freund, das ist ein großes Unglük.

Der Irokese. Nicht einmal bei der

Wahl eines Oberhauptes wollte sie ihre Stimme geben.

Der Powatan. Das ist unverzeihlich.

Der Irokese. Jener dort rühmt sich, er habe seine Frau geschlagen, ich hingegen bekomme täglich Prügel von der Meinigen, die wohl weiß, daß es eine Schande für mich wäre, wenn ich mich gegen sie wehrte. Dort steht gar ein Narr, der über die Unfruchtbarkeit seines Weibes Klage führt, und ich mögte toll werden, daß die Meinige mir schon im ersten Jahre ein Kind gebohren. — Gerechter Powatan! Du siehst daß Deine Pflicht es heischt, vor allen andern meine Frau zu Deiner Gemahlinn zu machen.

Tausend Stimmen. Nein, die Meinige! die Meinige!

Der Powatan. Ei ja doch! wenn ich ein Narr wäre. Ihr denkt, die Powatans haben nichts anders zu thun, als Frauen zu nehmen. Ihr hört ja wohl, daß, weit entfernt, uns noch mehr Weiber auf den Hals zu laden, wir die schöne Murxa je eher je lieber los seyn wollen.

Einige Stimmen. Wir berufen uns auf Deine Herolde, und auf alles was sie in Deinem Nahmen versprochen haben.

Der Powatan. Ei seht doch, Ein Herold kann mehr versprechen, als tausend Po-

watans zu halten vermögen. Kurz, macht mir den Kopf nicht warm. Wir haben unsre Regentenpflicht erfüllt, und nun mag die weise Quarlasamma sehen, wie sie sich heraus hilft.

Quarlasamma (erhebt sich von ihrem Size.) Im Nahmen des versammelten Staatsraths! Nachdem wir die widersprechenden Klagen der hier anwesenden Ehemänner wohl erwogen, ziehen wir daraus den Schluß: daß sie sammtlich nicht wissen was sie wollen. Ein Jeder begebe sich mit seiner theuren Ehehälfte geduldig nach Hause, und der grosse Powatan umarmt die schöne Murxa.

Der Fürst der Chikahaminer. Wohl gesprochen!

Der Powatan. Dummer Schnikschnak!

(Die Kläger murren. Eine Empörung droht auszubrechen.)

Ein Tagelöhner aus Worcester tritt auf. Beruhigt euch! die weise Quarlasamma hat den rechten Zipfel nicht gefaßt. Ich bin der Mann, der euch eure Weiber alle abnimmt.

Tausend Stimmen. Sei willkommen Du Wohlthäter des Männergeschlechts!

Der Powatan. Guter Freund, weißt Du auch was Du redest?

Der Tagelöhner. Besser als ihr Alle.

Bei mir zu Lande bindet man den bösen Weibern einen Strik um den Hals, führt sie zu Markte, und bietet sie zum Verkauf aus. Es findet sich immer ein Narr der sie kauft, und ich habe noch vor Kurzem Eine für fünf Pfund Sterlinge verhandelt, die nicht fünf Schillinge werth war.

Der Powatan. Wohlan, mein Freund, empfange hier aus meinen Händen die schöne Murra.

Alle durcheinander. Hier ist Kuraxa — hier ist Dello — hier ist Minna. —

Der Tagelöhner. Nur her damit! Ew. Majestät werden die Gnade haben, mir aus Dero Magazinen so viele Strike, als ich bedarf, verabfolgen zu lassen.

Der Powatan. Wir sind gnädig und gewähren Dir Deine Bitte. Doch auch gegen seinen Magen hat der Regent heilige Pflichten. Deshalb wollen und gebieten wir, daß dieser frohe Tag sogleich durch ein herrliches Gastmahl gefeiert werde.

(Die Beschreibung dieses Gastmahls liefere ich vielleicht im vierten Bande.)

Nachschrift. Wer etwa glauben mögte, die Erfindungskraft des Dichters habe in diesem Drama ihr Spiel getrieben, der beliebe darüber nachzulesen: John Smiths Reisen, Archenholz Litteratur und Völker-

kunde, dessen England und Italien, Büffons Naturgeschichte, Geschichte von Grönland, Cooks lezte Reise, Sitten der Wilden, Hösts Nachrichten von Marocco und Fez, Iselins Geschichte der Menschheit, Meiners und Spittlers historisches Magazin u. a. mehr.

Das stolze Bewußtseyn,

eine persische Erzählung.

Die Strahlen der Abendsonne hüpften auf den Wellen des Tigris, als der reiche Ali sich in seinen bezaubernden Gärten unter einen Granatäpfelbaum legte, und indem er aus einer goldenen Schaale, die süssen Beeren der Traube von Schiras einzeln pflükte, die Kühlung des heitern Abends genoß. Mit Wohlbehagen strekte er sich ins weiche Gras, sah die bunten Blüten des Baumes auf dem blauen Grunde des Himmels, lächelte sanft und sprach: „Allah! ich bin glüklich! mein „sind diese reizenden Gärten und jenen schim„mernde Pallast; mein ist ein gutes, liebevol„les Weib, mit Augen, so blau als jener „Horizont, und Wangen, so roth als diese

„Blüten; mein sind zween liebenswürdige „Knaben, deren Unschuld heiterer lächelt als „diese Abendsonne. Doch mehr als Alles „verdanke ich dir Gott! die Ruhe meines „Gewissens, die innere Zufriedenheit, die „alle Schäze des Kalifen von Bagdad auf„wiegt. Die Thautropfen, welche auf diesen „Blumen glänzen, erinnern mich nicht an „vergossene Thränen; kein Nachhall eines „Seufzers irrt um meine Paläste; Wohlthun „erwarb mir Reichthümer und edle Liebe gab „mir ein Weib. Meine Schäze rosten nicht „vom Hauch irgend einer Verwünschung, und „die Pfeiler meines Glükes ruhen nicht auf „fremden Trümmern."

So sprach er, als plözlich ein süsser Hauch ihn anwehte, gleich einem Zephyr, der in Mahomeds himmlischen Gärten über Blumenbeeten säuselt, und mit Rosenduft geschwängert um den lieblichen Busen einer Houri flattert. Er blikte auf und sah einen Jüngling, dessen Gewand von Abendroth gewebt, und dessen braunes Haar mit Sternenschimmer durchflochten war. Er schwebte wie ein Wölkgen, dem die untergehende Sonne einen goldenen Saum leiht; sein Auge glich einer Thauperle am frühen Morgen, und sein Mund einer halb geöffneten Rosenknospe. Als er näher kam, fiengen die schlummernden Vöglein wie-

der an zu zwitschern, die Blumen öffneten ihre Kelche, und die Blüten der Bäume reiften schnell zu süssen Früchten.

Ali faltete seine Hände kreuzweis über der Brust, stand gebükt, und schlug die Augen nieder. „Fürchte dich nicht," so hauchte die Stimme des Geistes, und ihr Ton glich dem sanften Gemurmel der Quelle, dem leisen Gelispel der Blätter: „Fürchte dich nicht! ich bin „ein Bote des guten Orosmades. Geh, sprach „sein Gedanke, und hemme Alis Uebermuth. „Hebe den Schleier von seinen Augen, daß er „hell sehe und verstumme."

„Heil mir! versezte Ali mit bebender Stim„me, daß ich ein Gedanke der Gottheit bin! „Sprich, Bote des Himmels! Ohr und Herz „stehn dir offen. Vertilge den stolzen Ueber„muth, den mein Blödsinn edles Bewußt„seyn nannte."

Der Geist. Du rühmiest dich: keine Thräne des Kummers bethaue deine Gärten, kein Nachhall eines Seufzers irre um deine Palläste; rede, woher dieser Ruhm?

Ali. Dank dem Schiksal, das mir einen Biedermann zum Vater gab! ich erbte das Beispiel seiner Tugenden und war reich. Unter dieser schönen Erbschaft fand sich auch der wohlthätige Hang zur Gastfreiheit. Die stille Hütte, mein kleines Eigenthum, verwandelte

sich nach und nach, durch Fleiß und Menschenliebe, in das Caravanserai, welches Du noch auf jenem Hügel erblikst. Dort war jeder Pilger mir willkommen. Den Armen erquikte ich mit Ruhe, und den Leidenden mit Trost; der Kranke ward mein Bruder, und der Verwaißte mein Sohn.

Eines Tages saß ich im Schatten der Palmen an der Pforte, als ein Mann daher wankte, der mich mit hohlen Augen anstarrte. Ich lud ihn freundlich ein, bei mir zu übernachten, und er folgte mir schweigend. Nachdem ich seine Füsse gewaschen, Teppich und Polster zum bequemen Lager ihm geordnet hatte, ließ ich Sorbet und Früchte auftragen, um dem, durch Sonnenglut und brennenden Sand erhizten Wanderer, einen ruhigen Schlummer zu bereiten. Aber er wollte nichts anrühren. Sein Blik irrte wild umher, und seinen verschlossenen Lippen entschlüpfte kein anderes Wort, als nur die Bitte ihn allein zu lassen. Mir schien es, ein herber Kummer nage an seinem Herzen, oder ein böses Gewissen foltre ihn. Ich ließ ihn allein. Meine Sklaven hörten seinen wankenden Fußtritt bis gegen Morgen; auch dann noch, als er still auf den Polstern lag, störte sein krankes Aechzen die Ruhe meiner Wohnung.

Mich rief ein Geschäft früh nach Bagdad;

ehe ich gieng, empfahl ich den Pilger der Obhut der Meinigen. Als ich gegen Abend heimkehrte, keuchte Einer meiner Sklaven mir entgegen, mit dem Bericht, unser Gast sei dem Tode nahe, und habe schon oft mit Sehnsucht nach mir gefragt. Ich eilte zu ihm, da lag er mit gebrochenen Augen, kaum noch seiner Sinnen bewußt, und röchelte. Ich bükte mich über ihn, und ergriff seine kalte Hand. Er heftete seinen erloschenen Blik auf mich, versuchte zu stammeln, raffte seine lezten Kräfte zusammen, und zog einen kostbaren Ring vom Finger, den er mir zitternd darreichte. Dieser Ring — hub er dreimal an, und dreimal versagte die gelähmte Zunge ihm den Dienst. Er starb wenige Minuten nachher in meinen Armen. Nie habe ich erfahren wer er war, noch woher er kam.

Ich ließ seinen Leichnam ehrlich zur Erde bestatten. Den Ring betrachtete ich als ein Vermächtnis seiner Dankbarkeit, und trug ihn lange an meinem Finger, bis ich einst von der Noth eines armen Kaufmanns hörte, der in meiner Nachbarschaft wohnte, und einen Handel mit Seide trieb. Ohne sein Verschulden war er in tiefe Armuth gerathen; ein Weib und vier Kinder litten Hunger, und der Kadi hatte befohlen, sein Haus und Hof den hartherzigen Gläubigern einzuweisen.

Zum Erstenmale wünschte ich mir Reichthümer, und trauerte, daß ich nicht so viel entbehren konnte, um meinem redlichen Nachbar zu helfen. Als ich so meine Hände in den Schoos faltete, und nachdenkend herabsah, fiel mir der Ring in die Augen. Halt! dachte ich, hier ist noch Hülfe. Wie könnte ich das Vermächtniß jenes dankbaren Pilgers besser anwenden, als zur Rettung eines Unglüklichen. Wenn der Geist des vormaligen Besizers mich noch umschwebt, so billigt er gewiß den Gebrauch, den ich von seinem Geschenke mache. Rasch sprang ich auf, eilte zu einem Juweelenhändler, und erfuhr zum Erstenmale mit Erstaunen, wie kostbar das Kleinod sei, welches ich feil bot. Er zahlte mir dreitausend goldene Tomans dafür, die ich, trunken von Freude, dem armen Hoffnungslosen brachte.

Schon ein Drittheil dieser Summe wäre hinreichend gewesen, sein kleines Eigenthum zu retten; aber das Schauspiel der Verzweiflung einer unglüklichen Familie bei meinem Eintritte in ihre Wohnung, und die plözliche Verwandlung in den frohsten Jubel, bei meiner unerwarteten Hülfe, hatten mein Herz so bewegt, daß ich ihm die ganze Summe schenkte. Er kann es brauchen, dachte ich; mir bleibt so viel als ich bedarf, und ich habe dem Glüke

meines Bruders nichts aufgeopfert, als einen elenden Fingerzierrath. Glüklicher als Er, schlich ich nach Hause, und genoß das Bewußtseyn einer guten Handlung. Mein fleissiger Nachbar zog bald darauf nach Samarkand, wo er wahrscheinlich reich und froh noch heute mein Andenken segnet.

Einige Wochen nach dieser Begebenheit klopfte mitten in der Nacht ein Pilger an mein Thor, und bat um Herberge, in einem Tone, als ob er des Bittens ungewohnt sei. Ich nahm ihn freundlich auf, er betrachtete mich neugierig vom Kopf bis zu den Füssen; ich bewirthete ihn zwei Tage lang so gut ich konnte, er benahm sich dabei, als ob es so seyn müßte. Vom Morgen bis auf den Abend spähte er in meiner Wohnung umher, wollte Alles wissen was da vorgieng, meine Lebensweise, mein Thun und Lassen; er holte die Sklaven hinter meinem Rüken aus, und runzelte die Stirn, wenn sie mir Gutes nachsagten. Schon fieng dieser Gast an mir beschwerlich zu werden, als am dritten Morgen mein geretteter Nachbar mit seinen Kindern neu gekleidet zu mir kam, und Thränen des Dankes und der Freude weinte. Ich stand mitten unter ihnen und war herzlich froh. Der fremde Pilger schien auch gerührt, doch dünkte mich, ich läse in seinen Augen Miß-

trauen oder Mißgunst. Kaum war der Nachbar fort, als er mich bei Seite zog, und auf eine Art befragte, als ob er ein Recht dazu habe: ob ich es sei, der einen kostbaren Ring an den Juweelenhändler in Bagdad verhandelt? — Ich bejahte die Frage. — Verkaufest du den Ring aus Noth? fuhr er fort. — Wenn fremde Noth, versezte ich, auch eigne Noth ist, (wie es wohl Menschlichkeits wegen seyn sollte) ja, so verkaufte ich ihn aus Noth. Du bist eben Zeuge gewesen, wie jene Summe sich Segenreich verzinste. — Er schwieg einen Augenblik, dann hub er wieder an mit einem merklichen Beben in seiner Stimme: wo hattest du den Ring her? — Ich erzählte ihm, wie ich daran gekommen, und als ich von dem Tode des Mannes sprach, der ehemals den Ring besessen, da heiterte sein Gesicht sich merklich auf; ich mußte ihm die kleinsten Umstände wiederholen, die Gestalt des Verstorbenen beschreiben, und ihn endlich gar an sein Grab führen. Lange stand er schweigend davor, aber es glänzte eine gewisse Zufriedenheit in seinen Bliken. Plözlich fiel er mir um den Hals, küßte mich, nahm Abschied von mir, und versprach, ich solle bald wieder von ihm hören.

Ich sah ihm staunend nach, er wählte die Strasse nach Bagdad. Ich wußte nicht, was

ich aus dem Sonderling und seinem geheim- nißvollen Betragen machen sollte; da aber un- ter meinen menschlichen Gebrechen die Neu- begier von jeher Eines der Geringsten war, so vergaß ich ihn bald, und zwei Monate ver- strichen unter gewohnten Beschäftigungen, ohne daß irgend Etwas mich an diese uner- klärbare Begebenheit erinnerte. Aber an ei- nem heitern Morgen wekte mich ein Bote des Kalifen aus meiner ruhigen Einförmigkeit. „Du sollst, so lautete sein Befehl, augenblik- „lich nach Bagdad kommen, und dich in der „Burg des Beherrschers der Gläubigen mel- „den.“ Ich gehorchte wider Willen. Was soll ich bei dem Beherrscher der Gläubigen? da ich doch weder schmeicheln noch Possen reis- sen, weder kuppeln noch Geld erpressen kann. So dachte ich auf dem Wege nach der Stadt, und bedauerte den schönen Morgen, der un- genossen verstrich; denn drei Dinge sind mir zuwieder: die Sonne zwischen hohen Mauern, die Nachtigall im Käficht, und der Mensch in Pallästen.

Ich hatte Rechnung darauf gemacht, in den Vorhöfen des Kalifen warten zu müssen, und mich von Hofschranzen begaffen zu lassen, bis auf den Abend. Um so mehr erstaunte ich, als bei dem Namen Ali alle Thüren aufflogen, alle Gesichter lächelten, und alle Rüken sich

beugten. Jezt trat ich in das Gemach des Kalifen, und blieb ehrerbietig an der Thür stehn. Ein verschleiertes Mädgen ruhte auf einer Ottomanne; der Beherrscher der Gläubigen, welchen sie zu beherrschen schien, saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, und sah ängstlich forschend bald auf sie, bald auf mich. Es erfolgte eine ziemlich lange Pause. Endlich sagte das Mädgen Nein und stand auf. So darf ich hoffen? fragte der Kalife zärtlich. — Ja versezte das Mädgen mit zitternder Stimme und verschwand.

Jezt kehrte er sich zu mir, umarmte mich mit Entzüken, sah mir starr ins Gesicht, und fragte: kennst du mich nicht mehr? — Ich betrachtete ihn genau, siehe da es war der geheimnißvolle Pilger, der mir einst die Geschichte des Ringes abfragte.

„Ali! sprach er, noch immer bin ich dir „den Dank für deine gute Bewirthung schul„dig. Was ich dir sonst noch verdanke, er„räthst du nicht, allein es ist mehr, als selbst „der Kalife von Bagdad vergelten kann. Ich „kenne dich, deine Art zu leben und zu han„deln; ich biete dir meine Freundschaft an. „Sage mir immer die Wahrheit, und theile „meine Schäze.“

Ich erstaunte, und forschte vergebens nach dem Zufall, der mich so plözlich zum Liebling

eines grossen Fürsten erhob. Nie habe ich erfahren, wer jenes Mädgen war, das erst Nein und dann Ja sagte, und wie dieses Nein und Ja mit meinem Schiksal zusammen hiengen. Genug, der Kalife hielt Wort, er hörte die Wahrheit gern und überhäufte mich mit Reichthümern. Oft — ich darf kühn mich dessen rühmen — oft habe ich die unterdrükte Armuth gegen Macht und Reichthum vertheidigt; oft das Schwerdt der strengen Gerechtigkeit dem Kalifen entwunden, und das Füllhorn seiner Gnade geschüttelt. Helfen konnte ich freilich nicht Allen, aber ungehört gieng keiner von mir. Nur Schade, daß der Kalife und ich so ziemlich die Einzigen in ganz Bagdad waren, welchen ein solches Verfahren behagte. Die Schmeichler grinsten uns freundlich ins Gesicht, und hohnlächelten hinter unsern Rüken. Feile Richter, stolze Pfaffen und raubsüchtige Höflinge verbitterten mir das Leben. Ich mogte es nicht länger ertragen, sehnte mich nach Ruhe, und bat den Kalifen um meine Entlassung. Er bewilligte meine Bitte ungern, aber er bewilligte sie doch. Von den reichen Geschenken seiner Großmuth baute ich mir hier am Ufer des Tigris jenes reizende Landhaus, pflanzte diese Gärten, und erweiterte mein Karavanserai. Hier lebe ich nun schon acht Jahre in

beneidenswerther Ruhe; Wohlthun und Liebe versüssen meine Tage, und von den Millionen Menschen, von welchen die stolze Residenz wimmelt, vermisse ich einen, als den guten Kalifen, und seinen Neffen, einen liebenswürdigen, mit den herrlichsten Anlagen begabten Jüngling. In den ersten Jahren nach meiner Flucht aus dem Getümmel der grossen Welt, pflegte der Kalife mich zuweilen zu besuchen, aber nun ist es schon lange her, seit wir einander nicht gesehn. Vermuthlich haben Krieg, Geschäfte, Zerstreuungen und Tausend neue Verkettungen von Umständen, das Bild seines alten Freundes, wo nicht ganz aus seinem Herzen verwischt, doch mehr in den Hintergrund gestellt. Gern verzeihe ich ihm diesen Anschein von Vernachlässigung, und geniesse, ihn segnend, die Gaben seiner Huld. Nun sprich, freundlicher Genius, war es Uebermuth zu glauben, daß keine Thräne des Kummers diese Gefilde bethaut? Gastfreiheit, Wohlthun, Gerechtigkeit und Freundschaft waren die Quellen meiner Reichthümer. Ich verdoppele ihren Genuß, indem ich sie mit dem ärmern Bruder theile.

Hier schwieg Ali, und blikte dem Geiste mit bescheidener Zuversicht ins Antliz.

Kurzsichtiger Sterblicher! sprach der Genius, und hoher Ernst umwölkte seine Stirne: der

nemliche Ring, welchem du dein Glük verdankst, hat zwo liebende Seelen auf ewig getrennt, ein glükliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet.

Fünfzehn Jahre sind nach eurer Rechnung verflossen, seit Selim zum Erstenmale Fatimen sah und liebte. Sie war schön und gut, Er arm und fleissig, eine vater= und mutterlose Waise. Fatime wog den Werth seines Herzens gegen Reichthümer ab, deren Erbinn sie war, und schämte sich so arm zu seyn. Sie schenkte Selim ihre Liebe, mehr durfte sie nicht verschenken, ohne Bewilligung eines Vormundes, der reich, nnd folglich hartherzig war. Ihr seid beide jung, sprach er zu den Liebenden, und was noch weit schlimmer ist, Selim ist arm. Er gehe in die Welt, versuche sein Glük, erringe durch Fleiß und Redlichkeit ein anständiges Auskommen, und rechtfetige so seine Ansprüche auf das schönste und reichste Mädgen in Bagdad. Dann kehre er zurük in seine Heimath, und er soll mir als Fatimens Bräutigam willkommen seyn.

Frohes Muthes, und im Gefühl der Kraft welche die Liebe verleiht, willigte Selim gern in jede Bedingung. Er baute Palläste auf seinen Muth und felsenfeste Hoffnung auf Fatimens Treue. Am Tage der zärtlichsten Tren=

nung von dem Geliebten, schenkte ihm Fatime einen kostbaren Ring. Verwahre dieses Kleinod heilig, sprach sie zu ihm: sechs Jahre will ich deiner harren mit der Sehnsucht einer Braut. Kömmst du in sechs Jahren nicht zurük, und sendest mir auch den Ring nicht, zum Beweise daß du noch lebst, und mich noch liebst, so werde ich dich todt oder treulos glauben. Nach dieser feierlichen Verabredung schieden die Liebenden. Selim gieng nach Indien, er gewann in Bengalen den Ruf eines fleissigen und treuen Arbeiters, und mit diesem Rufe das Zutrauen eines reichen Kaufmanns, der ihn in seiner Handlung von Stufe zu Stufe, bis zum Theilnehmer derselben, erhob. Unermüdet arbeitete er Tag und Nacht, Jugend und Liebe machten seine Kräfte unerschöpflich, entzükt sah er mit jedem Abend wie die Früchte seines Fleisses sich mehrten; schon näherte sich der Zeitpunkt der süssesten Wiedervereinigung, Fatime zählte die Stunden, und Selim die Minuten.

Kurz vor Ablauf der sechs Jahre, verschafte ein Krieg des grossen Moguls gegen einige aufrührerische Nabobs, dem Handlungsgeiste Selims Gelegenheit, eine sehr vortheilhafte Speculation zu machen, die, wenn sie glükte, ihn auf Einmal zum wohlhabenden Manne erhob. Aber dieses Geschäfte mußte ihn wenig-

stens ein halbes Jahr länger aufhalten, und um alle Schäze des grossen Moguls hätte er es nicht wagen mögen, durch Verzögerung seinen kostbarsten Schaz einzubüssen. Ja wenn Beides sich vereinigen liesse, wenn er Fatimen Nachricht von diesem Aufschub ertheilen, wenn er ihr den Ring schiken könnte, zum Beweise, daß er noch lebe, und sie noch liebe.

Gerade als er so zwischen Unentschlossenheit und Zweifel wankte, trat Sangar herein, ein junger Mann, den Selim durch Wohlthaten aus dem Staube erhoben, und ihm die Laufbahn des erwerbsamen Fleisses geöffnet hatte. Seit mehreren Jahren Busenfreunde, kannte Sangar Selims Hoffnungen, und hatte oft mit ihm in die Zukunft geschwärmt, wenn sie an Feierabenden sich an des Ganges Ufern unter eine Palme lagerten, und Selims glühende Einbildungskraft ihm die Reize seiner Braut mahlte. Ich komme, sprach er jezt, dir noch Einmal zu danken, für die mannichfaltigen Wohlthaten, durch welche du mein Herz an das deinige gekettet. Es bietet sich mir heute eine Gelegenheit dar, mein Glük für die Zukunft zu gründen. Ich reise in wichtigen Geschäften nach Persien, und obgleich Ormuzd eigentlich der Ort meiner Bestimmung ist, so werde ich doch auch Bagdad

nicht vorüber gehen, wenn dir ein Gefalle dadurch geschieht.

Bagdad! rief Selim, und plözlich schoß ihm der Gedanke durch die Seele: dein Freund wird Fatimen sehen, er wird ihr den Ring überreichen, und sie von deiner nahen Zurükkunft unterrichten. Wortreich erzählte er nun zum zwanzigsten male seinem Vertrauten die Geschichte des Ringes, und wie sein Glük, sein Leben, an die sichere Ueberlieferung desselben gebunden sei. Gern übernahm Sangar den Auftrag, mit einem ehrlichen Händedruk schwur er feierlich, daß nur der Tod ihn abhalten solle, den Ring in Fatimens eigne Hände zu liefern. Die beiden Freunde schieden, und Selim gieng ruhig seinen Geschäften nach.

Die Schwüre der Menschen, und die Mükenspuren in den lybischen Sandwüsten, verweht beide der Hauch eines Lüftgens. Als nach einer glüklich vollbrachten Reise Sangar schon die Thürme von Bagdad erblikte, da ließ er seine Knechte und Kameele langsam vorausgehen, und bog seitwärts vom Wege ab, um sich an einem Brunnen zu erquiken, der von hohen Bäumen überschattet wurde. Wie er so leisen Trittes und mit gesenktem Haupte vor einem wunderschönen Mädgen, das auf einer Rasenbank halb lag halb saß,

und mit nassen, niedergeschlagenen Augen die Blümgen im Grase zu zählen schien. Sangar blieb eingewurzelt auf seiner Stelle und athmete kaum. Er hatte noch nie geliebt, seine Stunde war gekommen. Die Schönheit der Unbekannten, durch ihre Schwermuth noch anziehender gemacht, die Thräne in ihrem grossen schwarzen Auge, der jungfräuliche halb entschleierte Busen, Alles das erregte und belebte Gefühle, die vormals unter dem Druke der Armuth schlummerten, und nachher von der Last der Geschäfte erstikt wurden. Sangar war so versunken in das Anschauen des lieblichen Mädgens, daß er Knechte und Kameele darüber vergaß, und die hereinbrechende Nacht vergessen haben würde, wenn die schöne Unbekannte nicht von ungefähr ihr Auge gen Himmel gewandt, und bei dieser Gelegenheit den Schatten einer Gestalt unter den Bäumen gegenüber erblikt hätte. Mit einem Ach! von Schreken ausgepreßt, sprang sie auf, schlug den Schleier über Gesicht und Busen, und eilte so schnell vom Brunnen hinweg, daß ihre Füsse kaum die Spizen des Grases berührten.

Sangar stand leblos, ohne eine andere Bewegung als die der Augen. Er sah, wie das Mädgen einige hundert Schritte weit lief, bis zu einer steinernen Bank, wo eine Sklavinn

und zween kostbar gekleideten Neger sie zu erwarten schienen. Dort schwang sie sich behende auf einen schneeweissen Zelter, und flog so schnell die Strasse von Bagdad hinab, daß ihr Gefolge sie kaum einholen konnte. In wenig Minuten war die ganze Scene aus Sangars Augen, aber nicht aus seinem Herzen verschwunden. Unwillkührlich sank er auf die Kniee vor der Rasenbank, auf welcher die von ihrer schönen Last nur leicht gedrükten Blümgen sich ungeknikt wieder empor hoben; unwillkührlich berührten seine Lippen die Spur des niedlichsten Fusses im Sande. Schon war die Dämmerung herein gebrochen, als er Gedankenvoll zu seinen Knechten zurükkehrte, die bereits besorgt um ihn waren. Er zog ein in das stolze Bagdad, aber weder die schimmernden Palläste, noch die glänzend erleuchteten, und mannichfaltig ausgeschmükten Buden, vermogten seine Sinne zu rühren. Träumend ließ er die Zügel seines Kameels loker hängen, Gedankenlos betrat er die Herberge, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne am offenen Fenster.

Vergebens schweifte er mehrere Tage in der Residenz des Kalifen umher, vergebens schielte er nach jedem Fenster, bemühte sich jeden Schleier mit seinen Bliken zu durchbohren; er sah die schöne Unbekannte nicht

wieder. Dreimal wallfahrtete er zum Brunnen, aber auch da fand er sie nicht. Eben so fruchtlos war das Bestreben, ihr Bild aus seinem Herzen zu reissen. In düstre Schwermuth versunken trieb er sich Wochenlang herum, und schob seine Reise nach Ormuzd von einem Tage zum andern auf.

Endlich behauptete die Freundschaft ihr Recht; er erinnerte sich des Auftrags, den ihm Selim ertheilt, und es fiel ihm zum Erstenmale wieder bei, warum er eigentlich nach Bagdad gekommen? er nannte Fatimens reichen Vormund, und erfuhr mit wenig Mühe seine Wohnung. Eine Menge Sklaven umringten ihn, und fragten nach seinem Begehren. Der Herr, hieß es, sei nicht zu Hause, wenn aber sein Anbringen wichtig sei, so möge er nur indessen in den Garten treten, und daselbst ein wenig verweilen.

Sangar schlenderte eine Zeitlang im Garten herum, besah eine Bildsäule, roch an einer Blume, begaffte die Blüten eines Baumes, und hatte immer nichts gesehen und nichts gerochen. Der eine Flügel des Hauses stieß an den Garten, die Fenster waren mit grünen Stäben vergittert, und der Westwind spielte mit dem leichten Flor der hinter den Stäben wallte. Gedankenlose Neubegier trieb Sangar an Eines dieser Fenster, und als der tän-

delnde Zephyr eben wieder den Flor ein wenig lüfftete, sah er auf einen Polster hingegossen ein schlummerndes Mädgen — Gott! es war die geliebte Unbekannte! — Seine erste Empfindung war das reinste Entzüken, — die Andere das fürchterlichste Entsezen! — Denn ach! wer konnte es anders seyn als Fatime, die Braut seines Wohlthäters, seines Busenfreundes.

Er floh aus dem Garten als jage ihn ein Gespenst. Kein endlicher Geist schildert den Kampf seiner Gefühle. Hundertmal war er im Begriff der Gewalt der Leidenschaft zu unterliegen, hundertmal richteten Tugend und Dankbarkeit ihn wieder auf. In einem Augenblike trieb ihn der Sturm der Liebe bis vor Fatimens Wohnung, er wollte zu ihren Füssen sinken, ihr Selims Tod berichten, und um Gegenliebe, als um das lezte Vermächtniß seines Freundes bitten; in einem andern ergriff er hastig den Ring, rannte fort, Fatimen die nahe Zurükkunft ihres Bräutigams zu verkünden, und dann sein elendes Daseyn in den Wellen des Tigris zu begraben.

So verstrich ihm langsam ein Monat unter fürchterlichen Quaalen; seine Seele litt namenlose Pein, und sein Körper zehrte sich zum Schatten ab. Manchen Tag und manche Nacht lag er ohne Speise und Trank auf der

Rasenbank am Brunnen, wo er Fatimen zum Erstenmale sah. Sonnenglut und Regen, Hunger und Durst, Herzenskummer und Seelenquaal entzündeten endlich ein schleichendes Fieber in seinem Blute; er merkte es und freute sich dessen. Müde des Lebens verschmähte er jede Hülfe, und trieb sich rastlos unter freiem Himmel in der Gegend von Bagdad herum. So kam er eines Abends vor die Pforte deines Karavanserai, und weil seine Füsse ihn nicht weiter zu tragen vermogten, folgte er deiner Einladung. Das übrige ist dir bewußt. Sein erschöpfter Körper erlag endlich, er fühlte den herannahenden Tod; er fühlte ihn, und verlangte nach dir, um dir sein Geheimniß mitzutheilen, und dich zu bitten, Fatimen den Ring nebst Selims Botschaft zu überbringen.

Du warst früh des Morgens nach Bagdad gegangen. Es mag dir entfallen seyn, daß kein Geschäft, sondern nur ein freundschaftlicher Besuch dich dahin rief. Du wußtest nicht, wie viel Elend du verhütet haben würdest, wenn du diesen Besuch aufgeschoben hättest. Als du zurükkamst, vermogte Sangar nicht mehr zu sprechen. Dreimal versuchte er es, den Namen Fatime zu nennen, aber der Name starb auf seiner Lippe, und sein Geist entfloh.

Du wähntest, er habe dir den Ring aus Dankbarkeit vermacht, du freutest dich sorglos eines Geschenks, an welches eine höhere Macht das Schiksal zweier Liebenden geknüpft hatte. Die sechs Jahre waren verflossen, und noch harrte die treue Fatime. Neue Liebhaber meldeten sich, und wurden abgewiesen. Der Vormund schalt, die Welt spottete, aber Alles vergebens. Selim treulos — das konnte sie nicht denken; Selim todt — das mogte sie nicht glauben. Wer weiß, dachte sie, welcher Zufall ihn länger aufhält: die Hize in den Thälern von Abu-Schähr, die Kälte auf den vier Bergen, unwegsame Wälder und reissende Ströme; Alles das hat seine Rükkunft nur verzögert; er ist vielleicht erkrankt, aber er lebt, und wenn er lebt, so liebt er mich noch.

So sprach das harrende Mädgen sich Muth und Hoffnung ein, und wenn ihre Schwermuth zuweilen obsiegte, so bestieg sie den Zelter, ritt zu dem Brunnen, wo Sangar sie fand, blikte Stunden lang in die Ferne den Weg hinab, den Selim heraufziehen mußte, und ihr Herz klopfte schneller bei jedem Staubwölkgen, das in der Ferne auf der Landstrasse wirbelte. Immer vergaß sie sich an diesem Pläzgen, das sie zum Heiligthum ihrer schwärmenden Liebe erkohren hatte; immer

immer war sie taub und blind für die Gegenstände um sich her, und dachte wenig an ihren Schleier, wenn er sie hinderte, die Reisenden auf der Strasse zu beobachten. So geschah es einst von ungefähr, daß der Kalife sie sah, als er von der Jagd zurükkehrte. Ihre Reize fesselten ihn augenbliklich. Zwar schwang sie sich eben so rasch als damals, bei Sangars Erscheinung, auf ihren Zelter und verschwand, aber der Kalife sandte ihr Eilboten nach, ihre Wohnung auszuspähen, und noch am selbigen Abend wußte er Alles was er wissen wollte. Fatimens karger Vormund wurde in den Pallast beschieden, der glänzende Antrag, sein Mündel in den Harem des Beherrschers der Gläubigen zu liefern, überraschte ihn, reiche Geschenke verblendeten ihn, und er eilte entzükt nach Hause, Fatimen das Glük zu verkünden, das ihrer wartete.

Das treue Mädgen verwarf den Vorschlag mit Abscheu. Der Vormund nannte sie ein albernes Kind, und drohte, sie mit Gewalt in des Kalifen Arme zu liefern. Sie trozte der Gewalt, und schwur, selbst in den Mauern des Harms, ihrem Selim unverbrüchlich treu zu bleiben. Er erfüllte seine Drohung, und sie ihren Schwur.

Vergebens warf die glühendste Liebe den Beherrscher von Bagdad zu ihren Füssen;

vergebens brachte jeder Tag neue kostbare Geschenke, neue ihr zu Ehren veranstaltete Feste; Bitten und Drohungen blieben fruchtlos, und Selims keusche Braut ungerührt. Zwar mußte sie bekennen, der Kalife sei ein guter, achtungswerther Mann; denn wenn auch zuweilen im Taumel der Leidenschaft ihm ein Wort von Gewalt entschlüpfte, so war es doch nur ein Wort das nie zur That wurde; immer legte sich der Sturm bald, und eine zärtliche Bitte um Verzeihung, beschloß jedesmal einen solchen Auftritt. Sie hatte Mitleid mit ihm, nach und nach verwandelte sich das Mitleid in Freundschaft, sie hielt ihn ihres Vertrauens werth, und um ihm den Wahn zu benehmen, als sei nur Er ihr verhaßt, entdekte sie ihm das Band, welches seit länger als sechs Jahren sie an einen andern geliebten Mann fesselte. Sie hatte sich in dem Kalifen nicht geirrt, er trauerte über diese Entdekung, aber er ehrte die Rechte der Liebe, und bat um ihre Freundschaft, die sie ihm willig und herzlich zugestand. Die einzige Hoffnung welche er sich noch erlaubte, war auf Selims Aussenbleiben gegründet, das nur durch Tod oder Untreue sich erklären ließ. Er suchte über diesen Punkt alle Gründe geltend zu machen, die schon der Vormund erschöpft hatte, aber mit eben so schlechtem Er-

folg als Jener. Wenn er ihr vorstellte, wie unwahrscheinlich es sei, daß Selim nicht wenigstens den Ring zurükgeschikt haben sollte, da so oft reisende Kaufleute, die aus Indien nach Persien zurükkehrten, ihm die Gelegenheit dazu darboten; so wußte Fatime zwar nichts erhebliches darauf zu antworten, aber ihr Herz wiedersprach, und wer kann ein wiedersprechendes Herz überzeugen? — Es blieb also dem Kalifen nichts anders übrig, als diejenige Tugend zu üben, die sich am schwersten mit der Liebe verträgt: die Geduld! er mußte ruhig abwarten, daß die Zeit den Knoten löse.

Damals versank dein fleissiger Nachbar unverschuldet in Armuth, du giengst zu dem Juwelenhändler, und verkauftest deinen Ring, um ihn zu retten. Der Juwelenhändler fand das Kleinod so auserlesen, daß er es würdig hielt, dem Kalifen anzubieten. Der Kalife kaufte es, und brachte es Fatimen zum Geschenke. Fatime schrie laut auf, als sie den Ring erblikte, und sank ohnmächtig zu Boden. Der Kalife stand versteinert. Das Mädgen erholte sich, stürzte zu seinen Füssen, wand sich mit Todesangst um seine Kniee, weinte, schluchzte, stammelte Selims Namen — und der Beherrscher von Bagdad errieth, daß dieser Ring der Nemliche sei, der schon so lan=

ge, mit magischer Kraft der Liebe, seine Wünsche fruchtlos gezaubert hatte. Von dieser schreklichen Entdekung überrascht, riß er sich wild von Fatimen los, verschloß sich drei Tage lang in sein innerstes Gemach, und kämpfte zwischen Leidenschaft und Edelmuth. Am Morgen des vierten Tages ließ er den Juweelenhändler zu sich entbieten. „Wo hast „du den Ring her, welchen du mir verkauf„test?“ fragte er mit zitternder Stimme. Der Juweelenhändler nannte dich. Bei dem Namen Ali ward dem Kalifen ein wenig leichter um das Herz. Ali, dachte er, ist nicht Selim; wer weiß, durch wie manche Hände dieser Ring schon gegangen; am besten ich suche dem Dinge selbst auf die Spur zu kommen, enthülle das Geheimniß, finde den Jüngling todt, oder des Mädgens unwerth — wo nicht — wohlan! so gebe ich ihn der Geliebten zurük.

Verkleidet und unbemerkt schlich der Kalife aus seinem Pallast. Du weißt, wie er als Pilger zu deinem Karawanserai kam, wie er ängstlich umher spähte, den gefürchteten Selim zu endeken; wie er bebend dich fragte, von wem du den Ring erhalten? wie er entzükt bei Sangars Grabe stand, weil er es für Selims Grab hielt. Von neuer Hoffnung belebt, flog er in seine Residenz zurük,

und berichtete Fatimen Selims vermeinten Tod. Das arme Mädgen litt unaussprechlich, aber noch immer konnte und und wollte sie sich nicht von Selims Verlust überzeugen. Was sie auch für Ursachen hatte, kein Mistrauen in den erprobten Edelmuth des Kalifen zu sezen, so flüsterte doch noch immer eine geheime Stimme, es sei möglich, daß dieser nemliche Ali mit ihrem geliebten Selim nur Eine Person ausmache, und ob sie sich gleich keinen wahrscheinlichen Zusammenhang denken konnte, so bestand sie doch mit Wärme darauf, diesen Ali selbst zu sehen. Nun wurdest du nach Hofe gerufen, du tratest in das Zimmer, Fatime war in der heftigsten Bewegung, der erste Blik auf dich überzeugte sie, du seist nicht Selim, und doch suchte sie während einer langen Pause noch immer den Verlohrenen in dir. Endlich sagte sie: Nein er ist es nicht, und sprang auf um ihre Thränen zu verbergen. — So darf ich hoffen? fragte der Kalife. — Ja versezte das Mädgen zitternd und verschwand.

Jezt erhob der Beherrscher der Gläubigen dich zu seinem Liebling, theils, wie er sich selbst überredete, um die edle That zu belohnen, durch welche du deinen armen Nachbar vom Verderben errettet; größtentheils aber aus Dankbarkeit und Freude, weil der Zu-

fall dich zum Werkzeug gebrauchte ihm Fatimens Besiz zu verschaffen; denn nur selten belohnt ein Grosser dieser Erde edle Handlungen, wenn sie ihm keinen Vortheil brachten.

Noch verstrichen mehrere Monate, bis Fatimens wütender Schmerz in stillen Kummer übergieng. Dann ergab sie sich dem Kalifen, aus Freundschaft, nicht aus Liebe, denn dieses Gefühl war mit Selim in ihrem Herzen erstorben. Den Tag nachher, an welchem der Kalife die leidende Fatime zur ersten Sultanin seines Harems erklärt hatte, kehrte Selim reich, froh uud hoffnungsvoll nach Bagdad zurük. Er flog in die Wohnung der Geliebten, und fand sie leer. Er irrte auf den Strassen umher, und das hundertzüngige Gerücht verkündete ihm sein Elend. Herabgestürzt von dem Gipfel seiner Hoffnungen wälzte er sich in dem glühenden Pfuhl der Verzweiflung. Unter lautem Kreischen stieß er auf dem Markte von Bagdad einen Dolch in seine Brust; aber auch den Tod versagte ihm das unerbittliche Schiksal. Grausam hülfreich trug ein Bürger den Blutenden in sein Haus, verpflegte und heilte ihn. Aber er heilte nur seinen Körper, der Gedanke, daß Fatime selbst, durch Hoheit geblendet, ihn dem Kalifen aufgeopfert, zerrüttete seine Seele. Er wurde wahnsinnig, kam als ein

Gespenst nach Indien zurük, und lebt dort an den Ufern des Ganges von den Wohlthaten eines guten Braminen. Zum Glük hat Fatime nie Etwas von ihm erfahren, sie betrauert ihn noch heute als todt, und seufzt nach der Vereinigung mit ihrem Bräutigam in dem bessern Lande der Ruhe.

So, Ali, trennte deine edle Handlung zwei liebende Seelen auf immer! aber auch der Nachbar, den du zu retten gedachtest, ist durch dich elend geworden. Hättest du ihn, den nie an Ueberfluß gewöhnten, nur der nahen drohenden Gefahr entrissen; hättest du ihm nicht weit mehr gegeben, als er gerade in jenem Augenblike bedurfte; er wäre wieder ein fleissiger Arbeiter geworden, und hätte sich und seine Kinder redlich ernährt. Aber deine unbegrenzte Wohlthätigkeit machte ihn reicher, als er vor seinem Falle war. Er wurde übermüthig, zog nach Samarkand, vertiefte sich in mißliche Spekulationen, wollte es den Ersten der Stadt gleich thun, ward ein Verschwender und endlich ein Bettler. Er schmachtet noch heute im Kerker, sein Weib ist aus Gram gestorben, und seine Kinder suchen ihr Brod vor den Thüren gutherziger Menschen.

Während dieß Alles durch dich geschah, lebtest du sorgenfrei, und im stolzen Bewußtseyn

deines Edelmuths, im Pallast des Kalifen. Wenn auch dann und wann feile Richter, stolze Pfaffen und raubsüchtige Höflinge dir das Leben verbitterten, so ward doch Alles das dir reichlich durch die Freundschaft deines Herrn, und jenes liebenswürdigen Jünglings, seines Neffen, vergolten. Der leztere vertraute dir seine Leidenschaft für ein Weib des Harems, welches er in den Gärten seines Oheims belauscht hatte. Du warntest ihn, du bebtest vor seiner Gefahr, und sprachst von seinen Pflichten. Er schwieg und floh dich. Die Leidenschaft hat für Gefahren nur Spott, und für Pflichten kein Gedächtniß. Du glaubtest ihn von seiner thörigten Liebe geheilt, er war es nicht. Das Weib das ihn verstrikte, besaß Schönheit und Launen, Verstand und Eitelkeit. Der Kalife selbst hätte vormals sie ausgezeichnet, aber seit Fatimens mächtigere Reize ihn gefesselt hielten, bewohnte Mirza, sammt allen ihren Schwestern, den Harem nur noch der Sitte wegen, und sah ihren Beherrscher nie, als wenn er dann und wann im Garten, kosend mit der Geliebten, an ihr vorübergieng, ohne sie zu bemerken. — Ohne sie einmal zu bemerken! — Diese Geringschäzung konnte die stolze Mirza nicht verschmerzen; sie haßte ihre Nebenbuhlerinn von ganzer Seele, und harrte

mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit sich zu rächen. Ihr neuer Liebhaber, ein feuriger, unbesonnener Jüngling, sollte ihr zum Werkzeug dienen.

Die geschwäzigen Zungen des Härems hatten ihr die Geschichte des Ringes hinterbracht, sie wußte welchen Werth Fatime auf dieses Kleinod sezte, und wie sie oft in stiller Einsamkeit das Denkmal ihrer Liebe mit Thränen bethaute. „Die Zeit, sprach Mirza, ist noch „nicht gekommen, den verblendeten Kalifen „aus seinem Taumel zu weken. Wohlan, die „Rache verweile indessen bei der Rinde des „Baumes, bis es ihr einst gelingt, auch das „Mark auszuschälen.“ — Diesem Vorsaz getreu, spielte Mirza die Spröde gegen ihren Liebhaber, erhizte seine Glut immer mehr und mehr, nnd forderte endlich einen Preis ihrer Gunstbezeugungen, Fatimens Ring von ihm.

Der Wahnsinn der Liebe führte den Jüngling von der Bahn der Unschuld auf den Pfad des Lasters, vom Gedanken zur That. Er bestach einen schwarzen Verschnittenen, der die Gelegenheit wahrnahm, Fatimen das Kleinod zu stehlen, welches ihrem Herzen so theuer war. Der Preiß des Verbrechens lag zu Mirza's Füssen, und den trunkenen Jüngling lohnte schnöde Wollust.

Fatime war ausser sich, als sie ihren Verlust gewahr wurde, sie weinte und tobte, mit zerstreutem Haar und todtenblassen Wangen drang sie in das Gemach des Kalifen, umfaßte seine Kniee, und beschwor ihn, ihr den geliebten Ring wieder zu schaffen; ja ihr Schmerz preßte ihr einen fürchterlichen Eid ab, nie wieder das Lager des Kalifen zu theilen, wenn er ihr Begehren nicht erfülle. — Der gute Kalife erschrak, und Mirza frohlokte. Vergebens wurden List und Strenge versucht, Gaukler und Zeichendeuter aufgeboten, um den Dieb zu entdeken, der Ring war weg und blieb weg. Fatime schwamm Tag und Nacht in Thränen und hielt ihren Schwur. Der Kalife wurde mürrisch, jähzornig, und zuweilen grausam. Sein Argwohn traf Alles was ihn umringte, nur seinen Neffen nicht, den er für unfähig hielt, ihn so sehr zu betrüben. Mirza genoß mit bitterm Lächeln die herbe Frucht ihrer Rache, und wer weiß, ob je ein Zufall sie verrathen haben würde, wenn es ihr selbst möglich gewesen wäre, ihre tükische Schadenfreude lange zu verbergen. Aber sie konnte sich die Wollust nicht versagen, die Geschichte einer Busenfreundinn mitzutheilen; die Busenfreundinn hatte wieder eine Herzensfreundinn, der sie es noch denselben Abend zutrug; die Her-

Bayerische Staatsbibliothek München

zensfreundinn hatte einen Zwerg zum Vertrauten, der wieder einen Stummen durch Zeichen davon unterrichtete; der Stumme machte dem Obristen der Verschnittenen die nemlichen Zeichen vor; dieser übersezte sie in Worte, und so hörte sie endlich das Ohr des Kalifen. Der Dieb wurde gefoltert, und bekannte, wer ihn zu dieser That verleitet. Tief gekränkt durch den Undank seines Neffen, befahl der Kalife im Jähzorn, den irregeführten Jüngling vom Thurme herab in die Haaken zu werfen. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollstrekt, Mirza eingesperrt, und Fatime erhielt ihren Ring zurük. — So, Ali, hat der nemliche Ring, welchem du dein Glük verdankst, zwei liebende Seelen auf immer getrennt, ein glükliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet. Dein Wahn, dieser Ring sei ein Vermächtniß der Dankbarkeit, stürzte Selim und Fatimen in endlose Leiden; dein Wahn, das Opfer dieses Ringes werde einen verarmten Nachbar beglüken, machte aus einem fleissigen Hausvater einen Verschwender; durch dich kam dieß Kleinod in die Hände seiner Eigenthümerinn zurük, und wurde ein Werkzeug schnöder Rache. Du bist Schuldlos, das ist

wahr; aber bekenne! Du bist doch nur Schuldlos wie der Ring selbst.

Hier schwieg der Genius. Unmuth und Verwirrung lagerten sich auf Alis Stirn. Es erfolgte eine lange Pause. Endlich hub Ali wieder schüchtern an:

Du hast meinen schönen Traum, von Schäzen durch Tugend erworben, zerstört; auch meine Gärten sind mit Thränen bethaut, auch um meine Palläste irren die Seufzer der Unglüklichen. Doch ich besize noch Einen Schaz, den kostbarsten! ein treues, gutes Weib! dessen Liebe ich einer edlen That verdanke, dessen Herz ich keinem andern raubte, und in dessen Armen ich reich bleiben würde, wenn auch ein Bliz meine Palläste zerschmetterte, und ein Erdbeben meine Gärten verheerte. — Als ich einst an einem schönen Morgen am Ufer des Tigris lustwandelte, wurde ich plözlich durch ein weibliches Kreischen erschrekt, das vom jenseitigen Ufer herüberschallte. Ich wandte meine Blike dahin, und sah ein verschleiertes Mädgen, welches, die Hände ringend, mir zuwinkte, und auf einen Knaben deutete, der eben in den Fluß gefallen war. Schon verschlang ihn der Strom, begrub ihn tief in den Wellen, und nur dann und wann hob noch ein Zipfel seines Gewandes sich noch aus dem Wasser. Meine Em-

pfindung riß mich eben so schnell mit fort, als der Strom den Knaben. Ich stürzte mich ihm nach, arbeitete mühsam gegen die Gewalt der Wellen, erreichte endlich die Beute, ergriff sie bei den Haaren, und entriß sie dem Flußgott. Das Mädgen am jenseitigen Ufer dankte mir durch Zeichen. Sie schlug ihren Schleier zurük, ich erblikte eine himmlische Gestalt; sie lächelte hold, und ich fühlte weder Kälte noch Nässe in meinen Gliedern. Ich glaubte, der gerettete Knabe sei mindestens ihr Bruder, ich irrte mich, es war ein fremdes Kind aus Bagdad und nur die Menschlichkeit hatte dem Mädgen das Angstgeschrei ausgepreßt.

Ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihr näher zu kommen wünsche. Sie nikte freundlich, und deutete mit dem Finger auf ein Landhaus, das zwischen Olivenbäumen hervorschimmerte. Sie gieng und sah sich noch oft nach mir um. Ich wechselte meine Kleider, warf mich in ein Boot, durchschnitt den Strom, wandelte unter den Olivenbäumen, und begegnete einem ehrwürdigen Greise, dem Alma bereits erzählt hatte, was vorgefallen war. Er empfieng mich Gastfrei und führte mich ohne Mißtrauen zu seiner holden Tochter. Sie hatte sich in einen dichten Schleier verhüllt, aber ihr reizendes Bild

stand unverschleiert in meinem Herzen. Ihr Gespräch, der helle Geistesblik, die edle Sanftmuth ihrer Empfindungen, gab diesem Bilde Wärme und Leben. Schon am Abend des dritten Tages wurde ich so kühn, ihr meine erste Liebe zu bekennen; am Abend des dritten Tages gestand mir Alma, mein rascher Sprung in den Tigris habe ein bisher ungekanntes Gefühl in ihrer Brust erregt, mein Umgang habe sie den Namen dieser Empfindung kennen gelehrt; schüchtern sank sie an meinen Busen, und stammelte das Wort Liebe! Zu den Füssen ihres Vaters wiederholten wir unser Bekenntniß, in den Augen des entzükten Greises schlossen wir den holden Bund, der noch heute alle meine Wünsche krönt. Möge immerhin Orosmades mir die Schäze des Zufalls rauben, er lasse mir mein gutes Weib, und ich habe nichts verloren. Eine edle That gewann mir Almas Herz, und — gönne mir den süssen Glauben — daß ihr Besiz mein Glük, und keines Menschen Unglük schuf.

Ungern, so sprach der Genius, raube ich dir auch diesen Wahn. Der Knabe, welchen du aus den Fluten des Tigris errettet, wurde ein Vatermörder.

Aber mein Weib? rief Ali hastig.

Nun ja, dein Weib; versezte der Genius.

Wie magst du glauben, dieß holde sanfte Geschöpf habe nur dich allein beglüken können? schon mancher biedere Jüngling trachtete nach ihrem Besiz, und nährte Hoffnungen, welche dein Erscheinen vernichtete Ohne deinen raschen Sprung in den Tigris, würde Alma die Gattinn des edlen Mahmuds geworden seyn, der jezt an der Seite eines zänkischen Weibes, ein bitteres Daseyn tropfenweise verschlukt; oder sie würde die treue Liebe des biedern Hassan belohnt haben, der, als er ihren Verlust erfuhr, feierlich gelobte, sein Leben in trüber Einsamkeit zu verweinen. Er weint noch in der Wüste, keine Gattinn troknet seine Thränen, kein Sohn wird ihm die Augen zudrüken. Ein gutes Weib ist eine süsse Frucht, die kein Wanderer pflüken kann, ohne dem ermatteten Pilger, der vielleicht wenige Schritte hinter ihm gieng, ein Labsal zu rauben. Lechzend wirft dieser sich unter den Baum, und beneidet den Glüklichen, den der Zufall früher herbei führte.

Guter Gott! sprach Ali; so ist denn Alles was mein Herz beglükt, auf Kosten meiner Brüder mir verliehen! nur ihr nicht, holde Knaben, die mir Alma grbohren! nur das Lächeln eurer Unschuld gewährt mir süsse Freuden, die kein Gedanke an fremdes Elend verbittert.

Weh mir! rief der Geist, daß ich dem unerbittlichen Schiksal gehorchen, und auch diesen lezten Trost dir grausam entreissen muß. Diese Knaben, auf deren Wange frohe Unschuld lächelt, werden einst ganz Persien in Flammen sezen. Ha! ich schaue in die enthüllte Zukunft! Aus ihren Lenden entspringen die Shachs von Karasm, welche den Umsturz der Seljukschen Dynastie von Iran befördern werden. Einer deiner Enkel, Nahmens Atsiz, wird sich dreimal gegen den großmüthigen Sultan Sanjar empören, und endlich seinen Wohlthäter durch fressenden Gram langsam ermorden.

Der Genius schwieg. Ali verhüllte sein Antliz und krümmte sich schluchzend in den Staub. Als er den Thränenschweren Blik wieder emporhob, sah er in der Ferne das feyerliche Gepränge der strafenden Gerechtigkeit: ein Missethäter wurde zum Tode geführt. Ach! rief er aus: du hast mein Herz zermalmt! du hast mich von dem Gipfel meiner frohen Täuschungen so tief herabgestürzt, daß ich fast wünschen mögte, an der Stelle jenes Verworfenen zu seyn, der in wenig Augenbliken den Tod leiden wird, um das Gaukelspiel dieses Lebens auf immer zu vergessen!

Warum, fragte der Genius, warum nennst du jenen Unglüklichen einen Verworfenen?

Hat er nicht, versezte Ali, eine arme Wittwe bestohlen? ein unschuldiges Mädgen verführt? und einen Freund ermordet?

Wahr! sagte der Geist: er ist ein grosser Bösewicht, und mit Recht hältst du ihn für elend, wenn du von seiner innern Ruhe und Zufriedenheit sprichst. Er würde selbst auf einem Throne arm an ächter Freude bleiben. Aber du irrst, wenn du glaubst er habe durch seine Verbrechen Unglükliche gemacht. Die arme Wittwe, die er bestahl, brachte ihre Klage vor den Kadi, einen redlichen jungen Mann. Er sah sie öfter, ihre Reize, ihre Thränen und ihr Verstand gewannen sein Herz, er wählte sie zu seiner Gattin, und beide haben noch nie die glükliche Wahl bereut. — Das Mädgen, das jener Bösewicht verführte, war eine eitle leichtsinnige Dirne; durch ihr Unglük wurde sie gebessert, und führte ein stilles eingezogenes Leben. Ein biederer Kauffmann bot ihr seine Hand an, die sie standhaft ausschlug. Er ließ nicht nach sie mit sanften Bitten zu bestürmen, um die Ursache ihrer Weigerung zu erfahren. Sie gestand ihm endlich, sie sei seiner nicht werth. Dieß Bekenntniß mehrte seine Achtung, und vertilgte seine Liebe nicht. Ihr beruhigtes Gewissen erlaubte endlich ihrem Herzen, dem süssen Hange zu folgen; sie ward Gattinn,

Mutter, und eine treue, fleissige Hausfrau. — Der Freund, den jener Missethäter ermordete, war trunken. Mit einer Fakel in der Hand taumelte er nach seiner Wohnung. Wäre er nicht durch den Dolch dieses Menschen gefallen, so würde er in der Trunkenheit sein Haus angezündet, halb Bagdad in Asche gelegt, und einige hundert Familien ins Elend gestürzt haben.

So, Ali, schlingt eine unendliche Kette sich in zahllosen Krümmungen durch einander, und kein sterbliches Auge vermag diesen Krümmungen nachzuspüren. So strebt ein Jeder nach Glük auf Kosten seines Bruders, der vielleicht ferne von ihm steht, den er vielleicht nie sah, und dessen Schiksal er am wenigsten mit dem Seinigen verwebt glaubte. Kein Wasserträger, an dem du vorübergehst, ist unbedeutend für dich. Selbst dieses Vorübergehen bestimmte vielleicht eine Reihe von Begebenheiten, deren erster Faden deinen kurzsichtigen Bliken verborgen bleibt. Es hat noch nie ein Mensch auf der Welt gelächelt, ohne daß ein Anderer Thränen darüber vergossen hätte, und eben so umgekehrt. Drum enthalte dich des Uebermuths. Du bist ein guter Mensch, aber dabei gewinnt Niemand als du selbst; denn ein guter Mensch thut nicht mehr Gutes in der Welt als ein böser;

beide liefern nur Sandkörner zu dem grossen Bau des Weltalls, dessen Plan allein Gott umfaßt! Freue dich deiner Zufriedenheit, deiner Gewissensruhe, deines edeln Bewußtseyns, denn du, und nur du allein, würdest ohne diese nicht glüklich seyn. Aber vergiß nie, daß du nur ein Werkzeug in der Hand des Schiksals bist; danke dem Schöpfer, daß er dich zu einem kleinen Rade in dem grossen Uhrwerke schuf, und nicht zu einem Stäubgen bestimmte, um ein solches Rad dann und wann aufzuhalten. Der Tod knetet alle geschaffenen Wesen wieder in eine Masse zusammen, und nach Jahrtausenden schwebt nicht einmal mehr eine leise Erinnerung über dem Chaos, dessen losgerissenen Stäubgen einst zu bestimmen wagten, was gut oder böse sei.

Hier verschwand der Genius. Trübsinnig schlich Ali zurük in den Pallast, schloß bebend seine Gattinn in die Arme und blikte mit Wehmuth auf seine Knaben. Grosser Orosmades! rief er mit gefalteten Händen: wie weise bist du, daß du einen dichten Schleier über die Vergangenheit und Zukunft warfst. Welches Geschöpf auf Erden würde sich noch freuen, wenn es in jedem Augenblike das Elend gewahr würde, das auch die schuldloseste Freude einem Dritten bereitet!

Eine Jugendgeschichte des Verfassers.

Ich bin von der Wahrheit, daß Kleinigkeiten, die völlig unbedeutend scheinen, oft einen mächtigen Einfluß auf unser ganzes Schiksal haben, so innig durchdrungen, daß ich mich nicht enthalten kann, eine Anekdote aus meinen Kinderjahren zu erzählen, welche mich höchst wahrscheinlich aus einem halben Geizhals zu einem halben Verschwender umgeschaffen hat.

Ich wohnte nebst meiner Mutter in Weimar in dem sogenannten gelben Schlosse, ich war, wo ich nicht irre, neun oder zehn Jahr alt. Meine Mutter schenkte mir wöchentlich einige Groschen zu Näschereien. Diese sammelte ich sorgfältig in einem grün seidnen Beutel, der bald mein Abgott wurde. Nie kam der Beutel aus meiner Tasche, nur des Abends nahm ich ihn heraus, um ihn unter meinem Kopfkissen zu verwahren. Am Tage war er mein einziges Spielwerk, und besonders gern brauchte ich ihn zum Ballen; wo ich gieng und stand, warf ich ihn in die Luft oder an die Wand, und fieng ihn wieder.

Als mein kleiner Schaz bereits zu einigen

Thalern angewachsen war, stieg ich eines Tages die Treppe hinauf bis in die obere Etage. Die Treppe des gelben Schlosses ist so ins Vierek gebaut, daß, wenn man ganz oben steht, man bis herunter in den Keller sehen kann. Ich spielte, nach meiner Gewohnheit, Ball mit dem geliebten Beutel, er fiel, und fiel durch alle drei Etagen durch herab in den Keller. So kam es mir wenigstens vor; es kann aber auch seyn, daß er auf irgend einer Stufe liegen geblieben, und ein eben Vorübergehender ihn sogleich aufgehoben hat; denn troz meines sorgfältigen Suchens fand ich ihn nie wieder. Von dem Augenblike dieses Verlustes an — gute Nacht alles Sammeln und Sparen! die Groschen wurden vernascht in der nemlichen Stunde, da ich sie erhielt. Der Hang zum Geiz war verschwunden, und hat mich, Gott sey Dank! nie wieder gequält.

Wer mag die Folgen dieser unbedeutend scheinenden Begebenheit berechnen? Was wäre aus mir geworden, wenn ich den Beutel nicht verlohren hätte? und welchen Einfluß hat die unvermuthete Wendung meines Charakters wieder auf das Schiksal von hundert andern Menschen gehabt? — Ferner: wer fand den Beutel? oder wer wird ihn noch einst finden? leicht möglich, daß ein Mensch

Besizer davon wurde, oder werden wird, dem einige Thaler in dem Augenblike sehr wichtig sind. Kurz! welcher Prophet entwikelt mir den Knoten zahlloser Begebenheiten, welche ganz gewiß durch das Fallen meines Beutels bewürkt wurden? —

Hingeworfene Gedanken,

welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projektirte deutsche Pantheon, und die in Girtanners Journal darüber enthaltenen Aufsäze, entstanden sind.

Graf Soden schlägt vor: im Mittelpunkt von Deutschland einen Saal zu erbauen, oder zu miethen — (ums Himmelswillen nicht miethen!) wo die Büsten und Werke solcher Männer aufgestellt werden sollen, welche Talent und Tugend in sich vereinigt haben. Die Kosten zu diesem Unternehmen sollen die patriotischen Deutschen durch Subscription zusammen bringen. Ob man würdig sei in das Pantheon aufgenommen zu werden, soll ein sogenannter Areopag beurtheilen, der aus achtzehn verdienstvollen Männern besteht. Wa-

rum gerade achtzehn? weil jeder deutsche Kreis zwei Subjekte dazu liefern soll, und weil der deutschen Kreise neune sind. Den ersten Areopag will Hr. von Soden selbst ernennen, mit Beihülfe Herrn Girtanners, dessen Bescheidenheit sich aber diese Ehre verbeten hat.

Ich gebe zu, daß dieser Gedanke ein schönes, erhabenes Spielwerk ist, aber ich finde auch, daß die Einwendungen, welche man dagegen gemacht hat, sehr gegründet sind. Der deutsche Patriotismus ist ein armer Wicht, der sich gar zu gern Freibillets ausbittet, wenn er ins Schauspiel gehen will; ein fleissiger Leser, der sich aber nur für Lesebibliotheken abonnirt, und nie selbst Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menschen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl schwören, aber nicht wetten wollte. Ich bin ein deutscher Mann, ein deutsches Weib, war vor einigen Jahren Modeausdruk, weil es hübsch klingt und nichts kostet. So lange der deutsche Buchhändler es für ein Glük halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren 3000 Exemplare abzusezen, indessen der Franzose und Engländer in Einer Woche 20,000 verkaufen; so lange ist die Anzahl derjenigen unter uns, die Sinn und Geschmak für Geisteswerke haben,

gewiß noch sehr klein. Lesen wollen sie Alle, aber kaufen mag keiner. Die Idee eines deutschen Pantheons loben, und, wenn es zu Stande kömmt, es neugierig beschauen, das wollen sie Alle, aber dazu beitragen wird Keiner. So habe ich, so weit ich hören konnte, nicht eine einzige Stimme vernommen, die Grossmanns Bestreben, unserm Lessing ein Denkmal zu errichten, nicht gepriesen hätte; aber wo bleibt das Denkmal? Die Verehrer Lessings schwören, es sei eine schöne Patriotische Idee, sie schwören es mit der Weinflasche in der Hand, für welche sie so eben den Gulden zahlten, den sie zu ihrem Beitrage bestimmt hatten. So ist es auch mit Sulzers Denkmal ergangen, und so wird es immer gehn, so oft man von den Deutschen mehr als kahle, unfruchtbare Bewunderung verlangt. Das macht der kalte Deutsche ist keines Enthusiasmus fähig, er lächelt jeder Ueberspannung, wie er es nennt: er blikt auf die Enthusiasten mitleidig wie auf Kinder herab; er friert zwar nicht, wo der Franzose in Flammen geräth, aber er hat höchstens warm.

Folglich stürzt schon durch die Unmöglichkeit die Kosten aufzubringen, der schöne Saal des Grafen Soden zusammen. Er wird ihn weder bauen noch miethen. Aber wenn er nun

würklich schon da stünde; wenn die Schatten der grossen Männer, deren Büsten ihn zieren sollen, bereits unter der corinthischen Säulenordnung wandelten; wer unter ihnen ist wahlfähig? und wer soll die Wahl bestimmen? nur Talent und Tugend, sagt Herr von Soden, geben Ansprüche auf die Ehre des Pantheons. Aber was ist Talent? was ist Tugend? und wenn auch das Erstere allgemein anerkannt würde, wer vermag die Leztere zu würdigen? Wie mancher stiehlt die öffentliche Achtung, der nur eben so ehrlich war, daß er nichts that um gehangen zu werden! Wie mancher Anderer wird verleumdet und verfolgt, dessen Herz und Beutel jedem Unglücklichen offen stehen! Wer soll die Nachrichten zu den Biographieen derer liefern, die auf die Wahl kommen? Will man sie von Freunden oder Feinden sammeln? Beide sind partheiisch. Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es ist eine Wolke, die freilich Jedermann sieht, die aber alle Augenblicke ihre Gestalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spize des Berges, den sie verhüllt, Cedern trägt oder in Schnee begraben ist. Will man die Unpartheiischen fragen? wo sind sie? es giebt keine. Jeder Mensch auf der Welt nimmt Parthei für oder wider eine Sache; wenn er auch

gleich den Gründen, die ihn bestimmen, nicht nachspüren kann oder mag; so täuscht er sich doch selbst, wenn er glaubt, er handle blos nach Ueberzeugung seiner Vernunft. Die Leidenschaften sind zu genau mit unserm Daseyn verwebt, die Eigenliebe hält uns an Millionen Fäden gefangen, und würkt auf alles was wir sagen oder thun.

Freilich glaubt man diesem Einwurf vorzubeugen, wenn man einen Zeitraum von hundert Jahren bestimmt, um den Lebenslauf eines berühmten Mannes zu würdigen; dann soll Jeder auftreten, der Etwas gegen ihn zu erinnern hat; aber wird das den Areopag vor Mißgriffen sicher stellen? wird er nicht dennoch verführt werden, manchen Würdigen auszuschliessen, und manchen Unwürdigen mit Lorbeern zu krönen? Gesezt, ein Mitglied des Publicums scharre nach hundert Jahren irgend eine unedle That aus dem Staube eines berühmten Mannes hervor, und melde sie pflichtschuldigst dem Areopag, giebt es denn nicht hundert Fälle, wo eine scheinbar böse Handlung die edelsten Bewegungsgründe hatte? wer kann nach hundert Jahren sie mit allen ihren Anlässen und Motifen aufstellen? dürfen wir doch kaum so kühn seyn, den Stab über das zu brechen, was gestern geschah. — Nein! die Tugend zu würdigen, gebührt nur dem

grossen Baumeister des ewigen Pantheons, der hoffentlich mehr thun, als Büsten aufstellen wird.

Eine andere auffallende Inconvenienz bei einer solchen öffentlichen Befragung und Beantwortung, ergiebt sich in Rücksicht auf die Nachgebliebenen des Schatten, der jezt vor dem strengen Minos steht. Der Mann selbst ist freilich tod, aber seine Enkel leben vermuthlich noch. Wer mag gern von seinem Großvater verkleinliche Dinge erzählen hören? wer wird das leiden? und wenn nun der Kandidat von der Ehre des Pantheons ausgeschlossen wird, bestraft man dadurch nicht seine Enkel? heißt das nicht den zügellosen Frankreichern in Lion nachahmen, die, wenn sie die zum Tode Verurtheilten nicht finden konnten, die nächsten Verwandten statt ihrer hinrichteten? — zu geschweigen, daß eben diese Enkel gewiß auch Feinde oder Freunde haben werden, die, um ihnen zu gefallen, oder um sie zu kränken, das Leben ihres Großvaters verschönern oder verschwärzen werden.

Da es also unmoglich ist, den Werth eines Mannes weder heute, noch morgen, noch nach hundert Jahren zu schäzen, so bliebe für das Pantheon nichts übrig als sein Talent, und da entsteht abermals die wichtige Frage: wer soll das Talent beurtheilen? Ich fürchte, wenn

das ganze Publicum zu Rathe gezogen wird, die Stimmen werden eben so getheilt seyn, wie bei der Tugend. Herr von Soden hat das voraus gesehen, und daher die Wahl der Beurtheilungskraft von achtzehn verdienstvollen Männern überlassen. Aber wer sind diese Männer? — Der Herr Graf wählt sie selbst. — Und wenn es nun Leute giebt, die dagegen protestiren? wenn zum Beispiel Einer auftritt und sagt: „Ich lasse den Verdiensten des Dichters Soden alle Gerechtigkeit wiederfahren, er besizt eine blühende Einbildungskraft, eine schöne Diction, u. s. w. aber unmöglich kann er billiger weise verlangen, daß ich mir von ihm einen Areopag soll aufdringen lassen, ohne dessen Stempel es mir nicht erlaubt seyn soll, irgend ein Werk des Genies zu bewundern, und den Verfasser desselben für Pantheonsfähig zu halten. Solche Freiheiten nimmt sich nur die Litteraturzeitung. Herr von Soden hat mein Zutrauen zu ihm bereits dadurch geschwächt, daß er unter den ersten Büsten, mit welchen er sein Pantheon einzuweihen gedenkt, nicht einmal Wielands Büste zählt. — Und wo will er seine Areopagiten hernehmen? — Aus den neun Kreisen, und zwar aus jedem Kreise zwei. Heißt das nicht achtzehn reife Früchte von neun Bäumen pflücken wollen? und zwar von jedem Baume zwei?

da doch dieser Baum vielleicht mit lauter reifen Früchten prangt, und der Andere hingegen gerade keine einzige trägt. Giebt es denn nicht etwa Kreise in Deutschland, wo Christus den Fluch über den Feigenbaum aussprach?“

Was könnte Herr von Soden darauf antworten? was könnte er antworten, wenn ein Mitglied der Reichsritterschaft hinzusezte: was haben wir denn verbrochen, daß unsere Stimmen ausgeschlossen seyn sollen? Auch die Bewohner der Ostseeküsten, die Ehst- und Liefländer, die recht gut deutsch verstehen, könnten ihren Antheil reclamiren, aber glücklicherweise ist keiner unter ihnen, der auf die Ehre des Pantheon, oder die Stelle eines Areopagiten Anspruch macht.

Gesezt nun aber auch, der erste Areopag sei ohne Widerspruch erwählt, wie soll er sich fortpflanzen? wie seine abgehenden Mitglieder ersezen? das überläßt Herr von Soden ihm selbst, er soll sich durch eigne Wahl ergänzen. Ach! da wird wieder gewaltig viel Menschliches mit unterlaufen, und ich fürchte, es wird in diesem Conclave mehr cabalirt werden, als bei einer Pabstwahl. Das Resultat von Alledem möchte wohl seyn: die Idee des Herrn von Soden ist und bleibt eine liebliche Chimäre, die wohl der Kopf eines Dichters aus-

brüten konnte, die aber nie vom deutschen Patriotismus groß gezogen werden wird.

Ich habe auch einmal vor neun Jahren einen ähnlichen Einfall gehabt, ich sah aber die Schwierigkeiten bald ein, und vergrub das, was ich damals darüber schrieb, unter meinen Papieren. Es traf sich nemlich, wie sich das sehr oft in der Welt trift, daß ich irgendwo einen Dummkopf sah, der ein Kreuzgen im Knopfloch trug. Hm! dachte ich, es ist doch ärgerlich, daß dieser Mensch mit einem Orden prangt, weil er den Speichel der Grossen leckte, und ihnen Dirnen verkuppelte, indessen die größten Genies und Schriftsteller, die einen Glanz auf ihre Nation zurückstrahlen, kein anderes Kreuz tragen, als vielleicht ein Hauskreuz, welches sie nicht öffentlich zeigen dürfen. Zwar weiß ich recht gut, daß dem verdienstvollen Manne wenig an solchem Flitterstaat gelegen ist, und daß z. B. der Sänger Oberons, oder der Dichter des Dom Karlos, auch ohne Band oder Stern der Stolz der Deutschen seyn und bleiben werden; aber das Nemliche gilt von jedem grossen Manne, der einen Orden trägt, und auf diese Weise müßte gar kein Orden getragen werden. So ein Kreuzgen im Knopfloch schaft doch immer allerlei Nuzen, wäre es auch nur der, daß die Schildwachen bei öffentlichen Feierlichkei-

ten dem Herrn Ritter schneller Plaz machen, oder die Postmeister ihm auf Reisen höflicher begegnen. Da nun Gelehrte auch Schauspiele besuchen, und auch auf Reisen gehen, so sehe ich gar nicht ab, warum sie den wohlverdienten Vorzug entbehren sollen? indessen jener elende Kammerjunker sich sehr übel verdient damit brüstet. Man hat Orden für das militairische Verdienst errichtet, für die Kunst, die Menschen durch Kanonenkugeln in die andere Welt zu schicken, warum nicht auch für das grössere Verdienst, sie in dieser Welt glücklich zu machen? Ich weiß wohl daß die Kaiserin von Rußland zuweilen ihr Wlodimerkreuz, und der König von Schweden seinen Wasaorden, an würdige deutsche Gelehrte schenkt; aber in Deutschland hat noch kein Fürst deutsches Verdienst so öffentlich anerkannt. Und warum muß es denn auch gerade ein Fürst seyn, aus dessen Händen der Gelehrte den Orden empfängt? kann der Fürst seine Werke beurtheilen? unter hunderten kaum Einer. Welche Ehre ist es denn, von einem Manne ausgezeichnet zu werden, der dem Berichte seiner Minister trauen muß? würde nicht Leßing lieber aus Engels Munde gehört haben, daß seine Emilia Galotti ein Meisterwerck sei, als aus dem Munde des Königs von Preussen? wäre es denn also nicht schick-

licher und Ruhmvoller, wenn wahres Verdienst nur durch den Kenner belohnt würde? durch einen Mann, oder durch Männer, die in der nemlichen Gattung des Verdienstes bereits sich auf die höchste Stufe geschwungen?

Mein Vorschlag wäre also folgender gewesen: — (man vergesse nicht, daß ich Alles das vor neun Jahren träumte) — Es werden für Philosophie, Dichtkunst u. s. w. für jede Klasse insbesondere, drei Richter erwählt, die, alle zusammen genommen, das Kapitel ausmachen. Die Richter einer jeden Klasse stellen dem Kapitel die Ordenskandidaten vor, die sie, nach gewissenhafter Beprüfung, für Ordensfähig halten. Das Kapitel bestätigt die Wahl, und sendet dem neuen Ritter das Ordenszeichen, von einem schmeichelhaften Briefe begleitet. Damit es aber diesem Orden nicht ergehe, wie manchem Andern, den hochtrabende Innschriften nur dem Verdienst bestimmen, und den doch ganze Heerden von Schaafen oder Wölfen tragen; so müssen, die Richter selbst ungerechnet, nicht mehr als drei Ritter in jeder Klasse ernannt werden. Wenn zum Beispiel in der Klasse der Dichtkunst Wieland, Gleim und Klopstock Richter wären, so würden sie vielleicht zu den drei ersten Rittern Schiller, Bürger und Blumauer

ernennen; dann müßte aber erst Einer von diesen sterben, ehe ein Anderer gewählt werden könnte. Der Orden würde also nie profanirt, nie verschleudert werden; er würde dem Publikum so selten unter die Augen kommen, daß die Gewohnheit nicht im Stande wäre, den Eindruck zu schwächen, den sein Anblick hervorbringen würde. Dem gemeinen Mann, der sich vor jedem Kreuzgen im Knopfloch blindlings bückt, gilt es gleich viel, ob die größten Genies, oder die größten Monarchen auf der Welt den Orden verliehen haben; aber man denke sich die Würkung, die es auf gebildetere Seelen nothwendig machen muß. Mir begegnet der Eingangs erwähnte elende Mensch, der einen Orden erschlichen hat, mit verächtlichen Blicken gehe ich an ihm vorüber, und seufze, daß der Monarch nicht so viele Augen als Brillanten zählt. Aber ein paar Schritte weiter hin begegnet mir ein Mann mit dem Orden des Genies, ein Mann, den Wieland, Gleim und Klopstock für den Nächsten nach sich erkannten *) — o

*) La baguette, propre à decouvrir la mérite, ne tourne, et ne doit réellement tourner, qu'entre les mains des gens d'esprit, parcequ'il n'y a que le Lapidaire, qui se connoisse en diamans, et que l'esprit qui sente l'esprit. Helvetus de l'esprit.

wie schnell greife ich nach meinem Hute! wie ehrfurchtsvoll machte ich ihm Plaz! wie neugierig staune ich ihn an, und wenn ich darf, so dränge ich zu ihm, und freue mich des edlen Deutschen. Welcher Kaiser oder König kann durch sein Band und Stern eine ähnliche Empfindung in mir erregen?

Wahr ists, der Orden für militairisches Verdienst erwekt Bewunderung, weil er mit Gefahr des Lebens errungen, und gewöhnlich nur Würdigen ertheilt wird. Aber der Orden des Genies erwekt Bewunderung und Liebe zugleich. Bei jenem läßt sich doch noch immer ein leiser Zweifel aufwerfen, denn ich kenne Offiziere, (obgleich nicht in Europa) die während der Schlacht hinter einem Steine gesessen, nnd doch den Orden erhalten haben; bei diesem hingegen ist das ganze Publikum Oberrichter, und wenn es also auch möglich wäre, daß die Richter durch Partheilichkeit angefochten würden, so würden sie doch immer, aus Furcht vor dem Oberrichter, und um ihrer eigenen Ehre willen, die Wahl so einrichten, daß Welt und Nachwelt sie billigen könnten. Wenn ich also einen Mann mit dem Ordenskreuze des Genies sehe, so bücke ich mich gern, denn ich bin sicher, daß er ein verdienstvoller Mann ist.

Aber wer soll die Ersten Richter wählen? —

Das ist eine Schwürigkeit, die ich nicht zu lösen weiß. Man könnte sich freilich bald helfen, wenn man die Wahl den Herren Recensenten der Litteraturzeitung überliesse, welche denn billigerweise sich selbst wählen würden, da es keine grössere Kenner jeder Gattung von Verdiensten giebt, als sie. Da aber diese Herren die gelehrte Welt für ein venetianisches Karneval halten, und nicht anders als maskirt herumgehen, um Kronen und Dolchstiche auszutheilen, uns hingegen mit einem Nahmenlosen Ordenskapitel nicht gedient wäre; so müßte man wohl auf andere Mittel denken. Ich würde vorschlagen, daß jeder Mann von Geschmak und Kenutnissen seine Stimme gäbe, er mögte übrigens Schriftsteller seyn oder nicht; um aber auf den Titel eines Solchen Anspruch machen zu können, müßte er wenigstens alle die vorzüglichen Schriften derjenigen Klasse gelesen haben, zu welcher er stimmen will. — Und welches sind die vorzüglichsten Schriften einer jeden Classe? — Da stossen wir wieder auf eine neue Klippe, und wenn wir nicht abermals die Litteraturzeitung für einen kompetenten Richter anerkennen wollen, (welches doch warlich keinem gewissenhaften Manne möglich ist) so sind wir nicht weiter als vorher.

Es giebt freilich noch mehrere Mittel, die

Leute von Geschmack und Kenntnissen in jeder Stadt zu unterscheiden. Man darf zum Beispiel nur fragen: wer die meisten Feinde und Verfolger hat? — Der dessen Nahmen man euch nennt, ist gewiß ein sehr gescheider Mann. Ferner: Jeder der auf seine Ehre versichern kann, daß er in grossen Gesellschaften Langeweile hat; daß Kartenspielen nicht sein Handwerk ist; daß er täglich wenigstens ein paar Stunden mit Lesen zubringt; daß Oberon ihn in Entzücken versezt; Schiller ihm einen Schauer abjagt, und Iffland ihm Thränen entlockt; Jeder der das ehrlich betheuern kann, ist würdig seine Stimme für die Klasse der Dichtkunst zu geben.

Doch es ist überhaupt nicht meine Sache, meinen Traum so auszubilden, daß mehr als ein Traum daraus würde. Genug wenn ich die Möglichkeit der Ausführung zeige. Ist einmal das Erste Ordenskapitel erwählt, so ist die Ergänzung desselben in der Folge leicht. Denn stirbt Einer der Richter, so rückt sogleich der älteste Ritter an seine Stelle.

Ob es übrigens nöthig seyn mögte, die Stiftung des Ordens, (doch nur Ein für Allemal) von Kaiser und Reich bestätigen zu lassen, wage ich nicht zu bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß bei Ernennung einzelner Ritter, Kaiser und Reich durchaus von jeden

Mitwürkung ausgeschlossen seyn müßten. Die Bestätigung der Stiftung selbst hingegen, könnte wohl unter keinem schicklichen Vorwand abgeschlagen werden.

Zum Ordenszeichen würde ich ein emaillirtes Kreuz vorschlagen, in dessen Mitte eine Minerva thront. Da die Erben des verstorbenen Ritters ein solches Kreuz immer wieder zurückgeben müßten, so würde folglich die ganze Stiftung mit wenigen oder gar keinen Kosten verknüpft seyn, und ein Haupthinderniß, welches dem deutschen Pantheon im Wege steht, fällt bei dem Orden des Genies ganz weg.

So weit mein Traum. Ich erwache und lächle. — Freilich habe ich nur für ehrenvolle Auszeichnung des Genies in diesem kurzen Pilgerleben geträumt, indessen der Herr Graf von Soden ihm die Unsterblichkeit erträumen wollte. Es kommt aber beides auf Eins heraus, denn weder sein noch mein Traum werden jemals in Erfüllung gehen.

Das Schaaf und der Bullenbeisser.

„Warum — so klagte Maz, ein ehrlicher „Hammel, der auf dem Hofe herum lief, und „den Kindern zum Spielen diente: warum „schmeichelt Jedermann dem grossen garstigen „Murqui, der alle Menschen anschnarcht, „auch wohl gar beißt, indessen ich durch mein „sanftes unschuldiges bäh! bäh! Jedermann „willkommen heisse, und dennoch sehen muß, „daß man achtlos an mir vorübergeht? Wa„rum geben die Küchenjungen dem bösen Mur„qui Alles was abfällt? und den guten Maz „lassen sie hungern. Doch hat ein Jeder mich „lieb, und ich verdiene es auch, denn ich bin „so fromm, daß ich sogar die Kinder auf „mir reiten lasse.“

Eben deswegen, brummte der Hauskater. Wenn du nach diesem Geständniß noch fragen kannst, warum Murqui mehr gilt als du? so frägst du wie ein Schaaf. Ei, mein lieber Maz, Murqui kann beissen und du nicht.

O daß nur unter Hund und Schaaf
Wir diese Art zu handeln übten!
Was thut man nicht für den Gefürchteten!
Doch was für den Geliebten?

So liebt kein Mann!

Eine wahre Geschichte.

Im Sommer des Jahrs 1788 reißte eine junge Dame durch W**, welche schön ist wie ein Maitag, und mit Saphos Geist das Herz einer Chelonis verbindet. Wer erkennt in diesem Bilde nicht die Gräfin P**? —

„Stolzer Mahler! die Gräfin P** erreicht dein Pinsel nicht.“

Wohlgesprochen! ehrlicher Mann, der mir das zurief. Nein, dieß holde Geschöpf — so muß ich sie nennen, um nicht zu vergessen, daß sie eine Sterbliche ist — dieß holde Geschöpf erreicht mein Pinsel nicht. Weg mit Sapho und Chelonis! wir wollen uns allein an den Maitag halten. So freundlich als ein schöner Maitag ist die Gräfin, so verbreitet sie sanfte Wärme um sich her, so lockt sie Blüten und Blumen selbst aus dem unfruchtbaren Boden auf dem sie wandelt. Ich hätte sagen können: sie hat Verstand wie ein Engel; aber das ist eine Albernheit, die schon oft wiederhohlt wurde, denn ich erinnere mich keines einzigen Beispiels, wo die Engel einen aus-

gezeichneten Verstand bewiesen hatten. Schön wie ein Engel, mag ich auch nicht sagen, denn von Angesicht zu Angesicht habe ich keinen gesehn, und die gemahlten bausbackigten Knaben würden kaum verdienen der Gräfin die Schleppe nachzutragen, wenn sie eine Schleppe hätte. Ach! der Dichter martert sich vergebens, es dem glücklicheren Mahler gleich zu thun. Ramberg oder Graaf könnten die Gestalt euch hinzaubern, aber kein Wieland und kein Schiller mahlt die schöne Seele. Man muß Zeuge ihres Edelmuths gewesen seyn; man muß selbst die Thräne des Mitleids in ihren grossen blauen Augen haben schwimmen sehn; man muß wissen, wie sie ihr Leben zwischen Mutterliebe, Gattinnen Pflicht, Wohlthätigkeit, und Geistesbildung theilt. — O ihr Glücklichen! die ihr sie umgebt, nicht wahr ihr erkennt das Bild der Himmlischen die ich nicht nennen darf — und warum darf ich sie nicht nennen? — weil der schöne Kranz ihrer Tugenden überall mit dem zarten Blümgen der Bescheidenheit durchflochten ist, das selbst den Hauch der Liebe und Bewunderung nicht vertragen kann. Wohlan! den Finger auf den Mund! und wer bis hieher las, ohne mich zu verstehen, dem sei genug zu wissen, daß die Gräfin P** eine Gräfin war, die im Sommer 1788. durch W** reißte.

W** ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, und sechs Meilen davon liegt eine Residenz, die noch ansehnlicher ist. In dieser lezteren hatte die Gräfin Verwandte — (ich meine Blutsverwändte, denn sonst ist jeder Unglückliche ihr Bruder —) sie sah daher voraus, daß sie genöthigt seyn würde, am Hofe zu erscheinen, und seufzte über wenigstens drei verlohrne Tage.

Nein vier, sagte die Kammerjungfer, denn Ihre Spizen sind nicht gewaschen, und ohne Spizen macht man bei Hofe eine traurige Figur.

Du hast Recht, mein Kind, wir wollen sie waschen lassen; und weil doch Einmal das Wagenrad zerbrochen ist, und ich deswegen hier bis Morgen früh verweilen muß, so wollen wir sie gleich hier waschen lassen. Ich gewinne dabei einen ganzen Tag. — (Wer die Gräfin kennt, der weiß welchen Werth eine einzige ihrer Stunden hat.)

Recht gut, versezte die Kammerjungfer, wenn wir nur hier eine Spizenwäscherinn auftreiben. — Geh, erkundige dich bei der Wirthin. —

Die Zofe gieng, und meldete bald nachher die verlangte Person. Ein Mädgen von ungefähr neunzehn Jahren trat schüchtern herein. Wenn nur blühende Wangen, rosenrothe Lip-

pen und ein feuriges Auge im Gesicht verschönern, so war dieß Mädgen nicht schön, denn seine Wange war blaß, das Auge hohl, der Blick erloschen, und ein röthlicher Rand zog sich um die Augen. Aber ihre sanften Züge rührten Jeden der sie sah bis ins Innerste; eine stille Schwermuth gab diesen Zügen ein unbeschreibliches Interesse, und die holde Bescheidenheit, welche über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, wie Morgenroth über ein Aehrenfeld, nahm auf den ersten Blick für sie ein. Von schlechtem Tuche war das Mieder, welches ihren schwellenden Busen umschloß, von grober Leinwand die Schürze welche sie trug, aber Reinlichkeit und Ordnung schimmerten aus ihrem Anzug hervor. Die Hände — nun freilich, die Hände würde kein Stuzer zu küssen wünschen, denn waren sie gleich schön geformt, so verrieth doch ihre Röthe, und die hin und wieder wund geriebenen Stellen, daß sie nicht an den Druck der Liebe, sondern nur an harte Arbeit gewöhnt waren.

Die Gräfin vergaß bei ihrem Anblick eine Zeitlang Spizen und Residenz, und betrachtete das Mädgen lange schweigend mit Theilnahme. Kaum aber bemerkte sie, daß ihr Blick das Mädgen verlegen machte, und eine sanfte Röthe auf ihre blasse Wange jagte, als sie

sich schnell besann, und mit dem Ton der innigsten Güte fragte: liebes Kind, du kannst Spizen waschen? — O ja gnädige Frau. — Bist du aber auch schnell? denn ich wünsche Morgen früh wieder abzureisen. — Ich werde die Nacht zu Hülfe nehmen. — Das wird dir Schaden thun, du scheinst kränklich? — O nein, ich bin ganz gesund. — So hast du vielleicht Kummer? — Ach nein gnädige Frau.

Das zarte Gefühl der Gräfin verhinderte sie weiter in das Mädgen zu dringen, die Spizen wurden hervorgekramt, abgeliefert, und die interessante Wäscherin versprach, sie beim Frühstück der gnädigen Frau zurück zu bringen. Als sie fort war, ließ die Gräfin die Wirthin rufen, erkundigte sich nach dem Mädgen, erfuhr aber weiter nichts, als daß es eine fleißige, fromme Dirne sei, die sehr eingezogen lebe. Ein heimliches Gefühl sagte der Gräfin, daß hier das Glück ihr eine Gelegenheit zuführen werde, ihre Lieblingstugend, die Wohlthätigkeit zu üben. Das Bild des blassen Mädgens gieng mit ihr zu Bette, entschlummerte mit ihr, und fand sich beim Erwachen wieder ein. Sie beschloß, wenn es ohne Zudringlichkeit geschehen könnte, die Ursach der bleichen Wangen und der hohlen Augen zu erforschen. O du kanntest, liebenswürdiges Weib, die Macht deiner sanften Stimme; du

öffnest den Mund, und alle Herzen öffnen sich.

Das Frühstück war eben aufgetragen, als das holde Geschöpf hereintrat, und in einem zierlichen Körbgen die gewaschenen Spizen überreichte.

Sage mir, liebes Mädgen, hub die Gräfin an: wie nennt man dich? — Gretgen Müller. — Ich habe gehört, daß du fleißig und sittsam bist. — Sittsam? o ja, ich hatte ehrliche brave Eltern. Fleißig wünschte ich wohl mehr zu seyn. — Verdienst du nicht so viel als du brauchst? — Gott sei Dank! mehr als ich brauche. — Du möchtest also sparen für die Zukunft? — Das möchte ich wohl. — Warum das? — Weil — weil andere Leute auch brauchen. — Also, um wohl zu thun? — Ach nein, nur mir selbst. — Ich verstehe dich nicht, hast du vielleicht arme Eltern die du ernährst? — Ich bin eine Vater- und Mutterlose Waise. — Nun dann, vielleicht zum Brautschaz? — du schweigst? du erröthest? — sind deine Augen von Thränen oder von Nachtwachen so roth? — Von beiden! —

Dieß Wort traf das Herz der Gräfin. Sie legte die ganze Stärcke ihres Mitgefühls in den sanften Ton ihres Mundes: Entdecke mir, liebes Mädgen, was dich quält? warum du ohne Schonung für deine Gesundheit Tag und

Nacht arbeitest? — Ach! gnädige Frau — ich habe einen Bräutigam — er ist Soldat — und ich arbeite Tag und Nacht um ihn loszukaufen. — Ist es das? stammelte die Gräfin, und wandte sich weg, um eine Thräne zu verbergen. Hast du denn schon etwas gesammelt? — Gott hat meinen Fleiß gesegnet. Seit zwei Jahren sind hundert und funfzig Thaler erspart, der Hauptmann fordert zweihundert, in Jahr und Tag hoffe ich die Summe vollzählig zu machen. — In Jahr und Tag? nein auf der Stelle! rief die Gräfin mit Wärme, griff in ihre Schatulle, und drückte dem Mädgen zehn Louisd'ors in die Hand.

Die redliche Liebende blieb mit offenem Munde und starren Augen vor ihr stehen. Während einer langen Pause versuchte sie umsonst zu sprechen, ihr Busen arbeitete heftig, die Muskeln ihres Gesichts verzogen sich zum Weinen, ihre Hand zitterte, ihre Knie bebten, sie sank zu Boden. Gerührt bückte die Gräfin sich über sie, und ließ eine Thräne auf ihre Wange fallen. Das Mädgen ergriff hastig die Hand seiner Wohlthäterin, und deckte sie sprachlos mit feurigen Küssen.

Ich verlange eine Vergeltung von dir, sagte die Gräfin, als der erste Ausbruch der Dankbarkeit vorüber war: du sollst mir deine Geschichte erzählen.

Meine Geschichte ist kurz und einfach. Mein Vater war ein wohlhabender Handwerksmann, und meine Mutter war eine brave Hausfrau. Ich wurde christlich erzogen. Als ich kaum zwölf Jahre zählte, nahm mir der Tod meine Mutter, und weil ich noch zu jung war, um einer grossen Wirthschaft vorzustehen, verheurathete sich mein Vater zum zweitenmale. Die Frau, die er wählte, war ihm von diesem und Jenem empfohlen worden, aber dieser und Jener kannte sie nicht recht. Es fand sich leider bald, daß mein Vater eine verschwenderische Frau, und ich eine böse Stiefmutter hatte. Aber weil sie schön und listig war, und zu schmeicheln verstand, so liebte sie mein Vater sehr. Es geschah Alles was sie wollte, und sie hatte immer Recht. Ich litt am meisten dabei, denn sie mochte mich nicht leiden, und ich konnte ihr nichts zu Danke machen.

Als ich mein funfzehntes Jahr erreicht hatte, kam Konrad als Tischlergesell in unsere Werkstadt. Er war ein flinker junger Bursch, und ich ein unerfahrnes Mädgen. Ich wußte nicht eher daß ich ihn liebte, als bis meine Stiefmutter mirs sagte: da war es aber schon zu spät, denn ich konnte nicht mehr ohne ihn leben; und weil er ein fleißiger Arbeiter, ein stiller gottesfürchtiger Mensch war, so dachte ich, der Vater würde auch wohl nichts dage-

gen haben, wenn Konrad nach einigen Jahren Meister würde, und mich heurathete. Ach! der gute Vater hatte auch nichts dagegen, aber die böse Stiefmutter hatte mich und mein Bisgen Geld einem ihrer Vettern zugedacht, einem bucklichten, krummbeinigten Leinweber, der sich alle Abend im blauen Hecht betrank, und hernach in der Trunkenheit seine alte Mutter prügelte. Den Ehrenmann wollte ich nicht, und Konraden wollte meine Stiefmutter durchaus nicht. Mein Vater war ein Freund vom Hausfrieden, er liebte seine Frau, aber auch seine Tochter, und da er folglich zwischen uns beiden in die Klemme gerieth, so entschied er, weder sie noch ich sollten unsern Willen haben; dem bucklichten Leinweber verbot er das Haus, und mir alle Gedanken an Konrad. Aber Gedanken lassen sich nicht verbieten. Was halfs daß ich mir selbst vornahm ihn zu vergessen, und des Abends im Bette so lange das Einmal Eins hersagte, bis mich der Schlaf überwältigte? Wenn ich erwachte stand er doch gleich vor mir, daß ich oft erschrocken das Halstuch über warf, weil ich ihn leibhaftig zu sehen glaubte.

Dem armen Schelm gieng es nicht um ein Haar besser. Mein Vater hatte ihn fortgeschickt, und nun trieb er sich in der Stadt herum, gieng bald bei diesem bald bei jenem

Meister in Arbeit, hielt es aber nicht länger als einige Wochen aus, denn weder Er noch seine Meister waren zufrieden. Sie nannten ihn einen Träumer, einen Murrkopf, und was weiß ich! aber mein Konrad war weder ein Träumer noch ein Murrkopf, sondern der lustigste Bursche von der Welt, ehe er sein Herz so sehr an mich hieng.

Gern hätten wir zuweilen uns wechselseitig Trost zugesprochen, aber meine Mutter hütete mich, wie einen Kanarienvogel, den die Kaze nicht fressen soll, und wenn wir auch Sonntags in der Kirche zusammen kamen, so saß sie doch immer neben mir, und ich durfte das Auge nicht vom Gesangbuche aufschlagen. Eines Abends hatte Konrad es doch abgepaßt, als ich gerade vor der Thür stand. Er trat zu mir, er weinte: „liebes Gretgen, sagte er, ich halte es nicht länger aus, ich schneide mir die Gurgel ab.“ Da schalt ich ihn, und verwieß ihn zur Geduld und Gottesfurcht. Ich schenkte ihm auch einen silbernen Ring, und gelobte ihm treu zu bleiben; er mußte mir aber dagegen versprechen, sich kein Leides anzuthun.

Nach einer Weile meldete sich wieder ein Freier bei mir, der weder bucklicht noch krummbeinigt war, und weil es in der Stadt hieß, ich würde ihn nehmen, und weil der arme

Konrad keine Gelegenheit hatte, von mir das Gegentheil zu erfahren, so gieng er in der Verzweiflung hin, und ließ sich zum Soldaten anwerben. (Hier brach das Mädgen in Thränen aus.) Nur noch Einmal sah ich ihn vor seinem Abmarsch. Als er gewahr wurde, daß mir das Herz springen wollte, und als ich ihm Treue gelobte bis in den Tod, da bereute er seine rasche That, und weinte bitterlich an meinem Halse. Aber nun war es zu spät, die Kapitulation war auf zwölf Jahre geschlossen, er mußte fort, und meine Augen haben ihn nicht wieder gesehn. Ach! gnädige Frau, ich habe viel gelitten! wenn ich mich zuweilen nach gethaner Arbeit in einen Winkel sezte, um ungestört zu weinen, so kam meine böse Stiefmutter, keifte und schlug mich, und — was mir am wehsten that — nannte meinen Konrad einen lüderlichen Schlingel. Oft hauchte mir der Teufel gottlose Gedanken ein, davon zu laufen, oder ins Wasser zu springen, aber Dank meiner guten Mutter, die nun schon lange im Himmelreich ist, daß sie mir Gottesfurcht einflößte, und mich dadurch stark machte, den Versuchungen des Satans zu widerstehen. —

Endlich starb mein Vater. Ich beweinte ihn mit kindlichen Thränen, aber als der erste Schmerz vorüber war, gab ich dem frohen

Gedanken Raum, daß ich nun frei sei, und daß Niemand mich mehr hindern könne, meinen Konrad zu heurathen. Dabei rechnete ich, als die einzige Tochter, auf eine ziemliche Erbschaft, weil mein Vater immer für einen wohlhabenden Mann galt. Habe ich auch nur so viel, dachte ich, um meinen Geliebten loszukaufen, und ihm das Bürger- und Meisterrecht zu verschaffen, so werden Fleiß, Ordnung und Gebet uns schon weiter helfen. Aber ach! der liebe Gott hatte mir noch eine schwere Prüfung auferlegt. Es fand sich, daß meine böse Stiefmutter durch üble Wirthschaft alle die Thaler verschwendet hatte, die meine gute selige Mutter bei Pfennigen zusammen sparte, und was nicht verschwendet war, das hatte sie sonst auf die Seite gebracht, zog damit zu ihren Verwandten, ließ mich hülflos im Stiche, und mir blieb kaum ein Bett übrig, und ein anständiger Rock, um Sonntags ins Gotteshaus gehen zu können.

Aber ich ließ mich in meinem Vertrauen auf Gott nicht irre machen. Ich dachte, es wird schon besser werden, wenn nur Konrad mich noch liebt. In Jahr und Tag hatte ich nichts von ihm weder gehört noch gesehn, das quälte mich, bis ich auf den Einfall gerieth an ihn zu schreiben. Der Herr Postmeister war so gut und machte selbst die Addresse, weil ich

nicht recht wußte, wo sein Regiment im Quartiere lag. Ich schrieb ihm, daß, wenn er es ehrlich mit mir meinte, und mich noch immer lieb habe, ich nun sein Weib werden wolle; daß ich ihm aber kein anderes Heurathsgut zubringen könne, als ein liebendes Herz, und ein paar gesunde, an Arbeit gewöhnte Hände. Vier Wochen darauf hatte ich schon eine Antwort. Ach! Gott segne den guten Mann der das Schreiben erfand! nie habe ich mit mehr Freude als damals vier Groschen ausgegeben, die mir sauer genug zu verdienen wurden. Hier ist der liebe Brief, und ich trage ihn immer bei mir. (Sie zog ein unscheinbares Papier aus dem Busen, entfaltete es und las:)

„Gott zum Gruß! liebstes Gretgen, wenn du dich noch wohl befindest, so freut es mich sehr, denn ich bin auch gesund, und es ärgert mich nur, wie du fragen konntest, ob ich dich noch lieb habe? und ob ich dich heurathen will? Ach! am Wollen liegt es gar nicht, und was das Heurathsgut betrift, das du mir versprichst, so ist es mehr werth, als der Stern, den unser General auf seinem Rocke trägt. Aber was soll ich anfangen? ich habe auf zwölf Jahre capitulirt, und mein Hauptmann fordert 200 Thaler für meine Freiheit. Liebes Gretgen, nicht 200 Pfennige kann ich

auftreiben, und wenn Gott nicht wunderbar hilft, so müssen wir noch lange lange warten, ehe der Priester ein Paar aus uns macht. Mir ist eingefallen, daß in W** ein vornehmer Mann wohnt, der Geheimerath R*, der ein vertrauter Freund von meinem Hauptmann ist, und dem er Alles zu gefallen thut. Wie wäre es, wenn du zu ihm giengest, und ihn recht rührend bätest, ein gutes Wort für uns einzulegen? Kannst du es dahin bringen daß ich los komme, so fahre ich als blinder Passagier mit der Post, und bin in fünf Tagen bei dir, und will dich in meinem Leben nicht wieder verlassen. Dein getreuer Konrad bis in den Tod."

„Nachschrift. Der silberne Ring, den du mir geschenkt hast, kommt nicht von meinem Finger. Einmal hatte ich einen dummen Streich gemacht, und ihn im Würfeln verspielt, aber ich verdung mich einige Tage als Holzhacker, und lößte ihn wieder ein."

Meine Freude über diesen Brief, fuhr Gretgen fort, kann ich der gnädigen Frau nicht beschreiben. Ich weinte und lachte eins um das Andere, vergaß aber auch nicht Gott zu danken, daß er mir meinen Geliebten treu erhalten hatte. Den andern Morgen in aller Frühe zog ich mich sauber an, und gieng zum Geheimenrath R*, dem ich mein Anliegen

vortrug. Freilich schämte ich mich, und stotterte, und konnte die Augen kaum aufschlagen, aber er war so freundlich, so zuthätig, daß ich bald ein Herz faßte, und ihm Alles haarklein erzählte. Es schien, er höre mir gern zu, denn er verwandte kein Auge von mir. Als ich fertig war, kniff er mich in die Backen, und sagte, er wolle drüber nachdenken, ich solle nur auf den Abend in der Dämmerung wieder kommen. Ich hatte kein Arges daraus, denn der Geheime Rath R* ist verheurathet mit einer hübschen frommen Frau; denken Sie, gnädige Frau, wie mir zu Muthe wurde, als er auf seine Fürsprache einen Preiß sezte, um den Konrad gewiß nicht hätte frei seyn mögen. Ich wurde roth wie Scharlach, und sagte ihm, ich wäre arm aber ehrlich, und mein Konrad auch. Wie der Wind war ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und das mit einer Angst, als wenn man im Traum eine Treppe hinabfliegt. Ich glaubte mich nicht eher sicher, bis ich auf der Strasse war, da hob ich meine Hände gen Himmel, und rief mit Thränen: Ach Konrad! nun sind wir ganz verlassen! nun haben wir Niemanden als Gott und uns selbst! Aber Gott ist gnädiger als alle Geheimeräthe in ganz Europa, er will nur daß man die Hände nicht in den Schoos lege. Wohlan, ich kann arbeiten, meine Mutter hat mich zu

Fleiß und Sparsamkeit gewöhnt; ich bin Konrads Weib, und will thun was einem braven Weibe geziemt. Mit diesem Entschluß kam ich zurück in mein Dachkämmergen, fiel auf meine Kniee, und bat Gott nur um Gesundheit. Eine frohe Zuversicht erheiterte meine Seele, als ich so betete, ich stand auf, und fühlte mich muthig und stark, meinen Konrad ganz allein, ohne fremde Hülfe zu befreien. Ich schrieb ihm, er müsse sich noch ein paar Jahre in Geduld fassen, mit dem Geheimenrath sey es nichts; aber er solle nur den Muth nicht verlieren, auf Gott und meine Liebe vertrauen, nicht mehr spielen, und wenn er durch Fleiß und Arbeit etwas ersparen könne, es fein zurücklegen, so wolle ich für das übrige schon Sorge tragen. Er antwortete mir, und versprach Alles Liebes und Gutes. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört, denn die Briefe kosten gar zu viel, und ich dachte immer, es sey doch besser, ihn selbst ein paar Tage früher wieder zu sehen, als das Geld für die todten Buchstaben zu verschleudern.

Flink und rasch fieng ich nun an meinen Vorsaz auszuführen. In zwei Jahren habe ich nie länger als vier Stunden des Nachts geschlafen; ausser Kartoffeln, Salz und Brod ist kein Bissen über meine Zunge gegangen und wie ein Trunk Bier schmekt, habe ich

längst vergessen. Freilich sind meine rothen Backen fort, und die Augen liegen mir tief im Köpfe; Konrad wird erschrecken wenn er mich sieht, aber er wird auch erfahren, daß ich für ihn gearbeitet, für ihn den Schlaf entbehrt, und mich mit schlechter Kost beholfen; was gilts, er wird mich noch eben so hübsch finden als vor vier Jahren, und mir durch seine Liebe vergelten, was ich für ihn gelitten. Es ist wahr — seit einiger Zeit — ich habe es mir selber nicht gestehen mögen — meine Kräfte haben sehr abgenommen, und ich zitterte oft vor dem Gedanken, Gott werde mich aufs Krankenlager werfen, ehe ich die funfzig Thaler vollends verdienen könnte. Aber Gott hat mein kindliches Zutrauen belohnt, er hat mich nicht über meine Kräfte geprüft, seine Gnade sendet mir heute einen guten Engel, der all meiner Noth auf Einmal ein Ende macht.

Hier schwieg das gute Mädgen, und ein heisser Thränenstrom floß auf die wohlthätige Hand der Gräfin. Innig gerührt drükte diese ihren Mund auf Gretgens blasse Lippen, nahm Abschied von ihr, schrieb Konrads Zunahmen in ihr Taschenbuch, und versprach ihn in seiner Werkstatt zu besuchen, wenn sie jemals wieder durch W** reise. So fanden und trennten sich zwei schöne verschwisterte Seelen. Die

Gräfin stieg in ihren Wagen und rollte mit sechs Pferden davon. Das arme Gretgen flog in ihre Dachkammer, und war glüklicher als die reiche Gräfin.

Im Taumel ihrer Freude machte sie einige Stunden lang Alles verkehrt, suchte emsig den Zwirn, der ihr vor der Nase lag, und griff nach der Scheere, wenn sie die Nähnadel brauchte. Konrad! Konrad! war ihr einziger Gedanke. Ein Schmetterling verirrte sich in ihr Fenster: guter Schmetterling leih mir deine Flügel! eine Schwalbe schwirrte vorbei: glükliche Schwalbe, du flatterst leicht über Berg und Thal! In wenig Stunden war sie reisefertig. Ein paar Hemden in ein Schnupftuch gebunden, die zweihundert Thaler in einem ledernen Beutelgen an die Tasche fest genäht, und baarfuß die Schuhe in der Hand, so wanderte sie zum Thore hinaus. Munter und unermüdet durchstrich sie die Sandebenen, welche W** in einem Umkreise von zwei Meilen umgeben. Sie hörte die Lerche singen, sie blikte empor, ihr Auge wurde naß, und plözlich stimmte sie mit ein: wer nur den lieben Gott läßt walten!

Wohin Jungfergen? rief ein wandernder Jude, der mit schnelleren Schritten die fromme Pilgerin eingehohlt hatte. — Nach M — versezte Gretgen, nach M — an der Grenze.

— Das ist sehr weit. — Das Himmelreich ist noch weiter, lächelte Gretgen, und man kömmt doch endlich auch dahin. — Freilich, wenn man so leicht zu tragen hat, wie sie — und wenn man seinem Glücke entgegen geht! rief Gretgen frohes Muthes. — Ein Wort gab das Andere, und ehe eine Viertelstunde vergieng, wußte der fragende Jude ihre ganze Geschichte. Er meinte vorhin, sagte die argwohnlose Seele, ich hätte leicht zu tragen? doch nicht so leicht als er denkt. Hier in dieser Tasche sind 200 Thaler wohlgezählt, die Hälfte in Gold die Hälfte in Silbermünze, die drücken mir ein wenig meine rechte Hüfte, aber wenn ich an Konrad denke, so fühle ich es nicht. — Wahrhaftig? 200 Thaler? das ist viel Geld, verliere sie es nur nicht. — Sei er unbesorgt, guter Freund, ich habe den Beutel fest genäht. — O dann hat es keine Gefahr.

Unter allerlei Gesprächen kamen sie in eine Herberge, wo Gretgen vor Müdigkeit nicht weiter konnte, sich ein Bund Stroh geben ließ, ihr Päckgen unter den Kopf legte, und, nachdem sie den Abendsegen gebetet, sanft und schnell entschlummerte. Der Jude hatte sich mit einem Glase Brantwein an den Tisch gesezt, und ihr versprochen, sie mit der ersten Morgendämmerung zu wecken. Aber die Son-

he stand schon hoch am Himmel, als sie von selbst erwachte, und auf sich schalt, daß sie den schönen Morgen verschlafen, der sie in der Kühlung wenigstens schon eine Meile weiter geführt haben würde. Armes Mädgen! du wirst nicht weiter gehn! bemerkst du denn nicht, daß ein Unmensch, während du schliefst, dir deinen sauer erworbenen Schaz geraubt hat? — Mit einem lauten Schrei des Entsezens fuhr Gretgen in die Höhe, als sie gewahr wurde, daß man ihr die ganze Tasche abgeschnitten, und sie wieder so arm sei als vor zwei Jahren. — Aermer noch! denn damals war sie doch reich an Muth und Hoffnung; jezt trat Verzweiflung an die Stelle; damals milderten sanfte Thränen ihren Kummer, jezt blieb ihr Auge trocken; damals vertraute sie einem gnädigen Gott, jezt haderte sie mit einer ungerechten Vorsehung. Sie rannte wie unsinnig im Hause umher, und forderte kreischend ihren Beutel. Die hartherzige Wirthin spottete ihrer noch, und meinte, ein Jüngfergen wie sie, das auf Stroh schlafe, und ein Schnupftuch mit ein paar Hemden unter den Kopf lege, könne wohl schwerlich eine so grosse Summe bei sich geführt haben. Wäre es aber doch geschehen, so könne das viele Geld unmöglich auf eine ehrliche Art erworben seyn, und dann geschehe ihr schon Recht, wie ge-

wonnen so zerronnen, unrecht Gut gedeiht nicht. So plauderte das Weib mit grosser Geläufigkeit ihrer boshaften Zunge, und als das arme Gretgen nicht aufhörte zu jammern, schloß sie damit, daß sie das unglükliche Geschöpf aus dem Hause stieß.

Im Dorfe wohnte ein Gerichtshalter, an den wandte sich Gretgen, zeigte an wie ihr der Jude auf der Landstrasse begegnet, und wie sie ihm unvorsichtigerweise entdeckt, welchen Schaz sie bei sich trage. Da er sich nun schon vor Tage aus dem Staube gemacht, ohngeachtet er ihr versprochen sie zu wecken, so könne kein Anderer der Dieb seyn, als jener unbarmherzige Israelit. Der Gerichtshalter meinte dasselbe, nahm ein Protocoll darüber auf, fertigte einen Steckbrief aus, forderte drei Thaler acht Groschen Gebühren, und weil Gretgen keinen Heller in ihrem Vermögen hatte, so nahm er ihr die beiden Hemden und das Schnupftuch.

Bitterlich weinend wankte Gretgen durch das Dorf, um ärmer als jemals in ihre Geburtsstadt zurükzukehren. Als sie den Pfarrhof vorübergieng, fiel ein böser Kettenhund sie an, und riß ihr auch ihren lezten Rock entzwei. Sie schrie: ein ehrwürdiger Greisenkopf zeigte sich an dem Fenster der Pfarrwohnung, rief dem Hunde zu, fragte mit sanfter

Stimme das erschrockene Mädgen, ob sie Schaden genommen? und bat sie herein zu treten. Die Pfarrfrau, ein altes gutherziges Müttergen, kramte ihre besten Röcke hervor, um die Bosheit ihres Kettenhundes zu vergüten. Der Pfarrer brachte Gretgen ein Glas Pomeranzenwasser, und als er sah, daß sie den Tropfen den sie heraus nippte, durch eine Thräne wieder ersezte, und daß weder sein freundliches Zureden, noch die schönen bunten Röcke seiner Frau, die Gemißhandelte trösten konnten; da fieng er an zu muthmassen, daß sie sich wohl noch mehr über böse Menschen als über böse Hunde zu beklagen haben möchte.

Er hat wohl Recht, guter Herr, wimmerte Gretgen, und erzählte ihre traurige Geschichte, und schloß mit dem Wunsche: möchte der böse Hund ein hungriger Wolf gewesen seyn, so hätte er, statt meines Rockes, mich selbst zerrissen. Mit sanftem Ernst verwieß der Greis ihr die Muthlosigkeit. „Drei grosse Schäze, mein Kind, sind noch dein Eigenthum, um deren Besiz manche Fürstin mit dir tauschen würde: Liebe, Unschuld und Hoffnung! sie sind nicht in deiner Tasche fest genäht, sondern in dein Herz vergraben; weder Jude noch Christ vermag sie dir zu rauben. Wanke nicht in deinem Vertrauen auf Gott! er prüft und be-

lohnt. Jacob mußte sieben Jahr um Rahel dienen, und als er am Ziel seiner Wünsche zu seyn glaubte, gab man ihm Lea zum Weibe, die eine garstige Dirne war, und er mußte noch sieben andere Jahre hoffen und harren."

So wenig auch die sinnreiche Anwendung von Jacobs Ehstandsgeschichte Eindruck auf Gretgen machte, so wurde sie doch durch den herzlichen Ton, mit dem der Alte sprach, sanft bewegt; und als er endlich seinen Trostgründen noch sechs harte Thaler hinzufügte, mit der Versicherung: er würde gerne mehr geben, wenn Er und seine armen Pfarrkinder es entbehren könnten, Gott werde aber seinen Segen auf dieß Wenige legen; da kehrten Muth und Hoffnung in das kranke Herz zurük, sie küßte dankbarlich die Hand des edlen Greises, und beschloß, die mühsame Laufbahn von neuem zu beginnen. Der Pfarrer legte beim Abschied seine Hand auf ihre Stirn, und segnete sie mit Rührung. Das alte Müttergen geleitete sie bis vor die Pforte, um des bösen Hundes willen wie sie vorgab, eigentlich aber, um ihr noch einen Ducaten in die Hand zu drücken, von dem ihr Alter nichts wissen sollte. Nicht etwa, sprach sie, als ob ich fürchtete, mein Alter möchte das nicht gut heissen: son-

dern die Rechte muß nicht wissen was die Linke giebt.

Es war bereits Abend, als Gretgen ganz erschöpft wieder in ihrer Dachkammer anlangte. Weg war der heitere Muth, mit dem sie sie gestern verließ, leer der kleine hölzerne Kasten unter dem Bette, der ihre frohen Hoffnungen in sich schloß. Mit bitterer Wehmuth faltete sie die Hände: Konrad! Konrad! wenn du wüßtest — nein besser ich verschweige dir mein Leiden! nur am Tage unsers Wiedersehens, wenn ich als Braut entzückt in deine Arme sinke, wenn du mich frägst: warum so blaß und mager liebes Gretgen? dann sollst du erfahren, was der Geliebten möglich war! dann sollst du ahnden, was dein Weib zu thun im Stande seyn würde.

Schluchzend warf sie sich auf das harte Lager, aus ihrem schon geschlossenen Auge quoll noch eine Thräne hervor, ein unruhiger Schlummer gab ihr keine Erquickung, schwerer Athem und Zuckungen verriethen quälende Träume, überall sah sie Diebe und Hunde, ein kalter Schweiß mattete sie ab, ihr eigenes Stöhnen weckte sie endlich. Ach! ein Fieber wühlte in ihren erschütterten Nerven, sie fühlte, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Das war der Augenblick, vor dem sie so lange gezittert hatte, und in welcher Lage überraschte sie dieser Au=

genblick! von allem entblößt, war das Geschenk des Pfarrers ihr ganzer Reichthum, der Grund auf welchen sie ihre neuen Hoffnungen gebaut hatte; und diese harten Thaler, diesen Ducaten, sollte sie nun an Arzt und Apotheker hingeben, um ihr ein hoffnungsloses Daseyn zu fristen? — Gutes Mädgen, hast du vergessen, daß der fromme Greis dir auch seinen Segen gab? fasse Muth, dieser Segen fängt schon an Früchte zu tragen. Ein edler Arzt, um dessen Herz die Gewohnheit, täglich die leidende Menschheit zu sehn, keine Rinde gezogen hatte — ein Arzt wie Zimmermann, stolz gegen die Grossen, und hülfreich gegen Verlassene — ein solcher nahm sich der Unglücklichen mit Wärme an, ihr Körper genaß durch seine Kunst, und ihre Seele durch seinen freundlichen Trost; auf seine Fürbitte wurden die Arzeneyen ihr unentgeldlich gereicht, und als nun die völlig Genesene ihm mit niedergeschlagenen Blicken und zitternder Hand ihren einzigen Ducaten zur Vergeltung anbot, da fügte er noch fünf Andere hinzu, drükte der Sprachlosen lächelnd die Hand, und stieg mit einer Empfindung hinab, mit der nur Engel aufwärts steigen.

Freue dich Gretgen! der Sturm hat ausgewüthet; es folgt eine heitere Stille von dreien Jahren, durch Fleiß und Hoffnung zu

Tagen verkürzt. Ja, noch drei Jahre arbeitete und sammelte das beharrende Mädgen, aß Kartoffeln und Brod, schlief nur wenige Stunden, und sah endlich mit Entzücken den kleinen hölzernen Kasten unter dem Bette wieder gefüllt. Wer mahlt die Empfindung mit welcher sie den lezten Thaler zu hundert und neun und neunzigen legte! sie that es knieend, und ein nasser Blik dankte dem Himmel!

Froh geschäftig machte nun die liebende Pilgerin zum zweitenmale Anstalt zu ihrer Wanderschaft. Aber dießmal gieng sie vorsichtiger zu Werke. Sie trug ihren kleinen Schaz zu einem Kaufmann, dem sie ihr voriges Unglük und ihre jezigen Hoffnungen entdeckte, und der ihr für ihr Geld einen holländischen Wechsel gab. Dieß kostbare Papier nähte sie fest an ihren Busenstreifen, und so gieng sie leicht und wohlgemuth zum Thore hinaus. Sie wußte nicht, daß sie reicher war als sie glaubte, denn der Kaufmann, gerührt durch ihr Schicksal, und edel und wohlthätig wie Frege, hatte, ohne es ihr zu sagen, den Wechsel um 25 Thaler vermehrt.

Als sie von ferne das Dorf erblikte, wo sie vor drei Jahren so elend wurde, ward sie von einer unwillkührlichen Angst ergriffen. Schüchtern, als sei sie wieder in Gefahr, ihren mühsam errungenen Schaz einzubüssen, schlüpfte

sie vor der Herberge vorbei, warf noch einen furchtsamen Blik auf die Wohnung des Gerichtshalters, und stand jezt mit süsser Rührung vor dem Pfarrhofe. Lebt der ehrwürdige Greis noch? lebt die gute alte Mutter noch, deren Rechte nicht wußte was die Linke gab? — Ach nein! sie sind beide gestorben! dort auf jenem Kirchhofe ruht ihre Asche. Gretgen suchte das einfache Kreuz, welches die Gräber der Gerechten bezeichnete, warf sich nieder, und bethaute mit dankbaren Thränen die hervorsprossenden Blumen.

Nachdem sie ihrem guten Herzen dieß Verlangen gewährt hatte, sezte sie ihre Reise muthig fort. Kein Unfall traf sie unterwegens, die Schwülen an den Füssen achtete sie nicht. Nach einigen Wochen erklimmte sie den lezten Hügel, und plözlich lag vor ihr im Thale die Grenzvestung M — mit ihren Thürmen und Bastionen. Ach! wie wurde ihr zu Muthe, als sie das Ziel ihrer Wanderschaft vor sich sah! hier lebt Konrad! hier werde ich ihn wieder sehen! hier den Lohn meiner Treue empfangen! von süssen Gefühlen überwältigt, sank sie auf der Spize des Hügels unter einen Baum, und dankte dem Schöpfer, der ihr einen guten Engel zum Geleitsmann gegeben, und sie glücklich aus ihrer fernen Heimath bis in dieß fremde Land geführt hatte. Mit neuen

Kräften, von der Liebe beflügelt, eilte sie den Berg hinab, jede Schildwache auf den Wällen schien ihr in der Ferne Konrad; jeder Blaurock der ihr begegnete, erregte ihr ein heftiges Herzklopfen; einem Jeden hätte sie zurufen mögen: kennst du nicht meinen Konrad? bist du nicht ein Kammerad von ihm? o wie ungeduldig machten sie einige Krümmungen des Rheins, die sie immer wieder von ihrem Ziele entfernten, wenn sie schon vor den Thoren zu seyn glaubte. Endlich gar noch eine Schiffbrücke! und zwar wurde sie eben erst vom diesseitigen Ufer abgestossen. Gretgen läuft, schreit, man soll sie mitnehmen — zu spät! die Fährleute winken ihr gelassen zu, sie solle warten, bis die Brücke mit einer neuen Ladung vom jenseitigen Ufer zurückkommen werde.

Das erste Schiff erfand ein Liebender, aber gewiß nicht die erste Schiffbrücke. Wie das langsam dahin wogt; wie die Wasserfläche auf einer Seite unmerklich kleiner, auf der andern unmerklich grösser wird; wie nun endlich mit einem heftigen Stoß, der selbst Liebende aus ihren Träumereien wecken kann, die Brücke das Ufer begrüßt; nun regt und bewegt sich Alles um hinüber zu kommen — halt! erst muß hier ein Strick umgewunden, und dort eine Kette befestigt werden. Jezt steht der schwim-

mende Balcon sicher, aber nun paßiren erst Pferde und Wagen, Ochsen und Esel, sezen die Beine furchtsam vorwärts, scheuen sich vor jeder Spalte, und wenn sie endlich zutreten, besprüzen sie die Umstehenden. Jezt kommt die Reihe an die Fußgänger, die müssen erst sämmtlich ihre grossen oder kleinen Beutel ziehen; der Eine empfängt einen Krazfuß, weil er reichlich gab; der Andere wird aufgehalten, weil er zu wenig bot. Geduld liebes Gretgen! Nun ist Alles berichtiget. Schon wallen die Uebergefahrenen rechts und links, und sehen sich eben so wenig nach der Brücke um, als eine Seele nach dem Körper in welchem sie über den Strom des Lebens schiffte. Aber nun dauert es wenigstens eben so lange, ehe das Fahrzeug wieder beladen wird. Die Pferde, Ochsen und Esel vom jenseitigen Ufer, sperren sich mit dem nemlichen Rechte wie ihre Brüder vom diesseitigen, und kaum ist Alles in Ordnung, kaum ist der Fährmann zum Abstossen bereit, so läßt sich plözlich noch ein Posthorn in der Ferne hören, eine Extrapost, die keine Zeit zu verlieren hat, ein junger Herr, der nach Hamburg reißt, um Blanchard in die Luft steigen zu sehen, oder ein Spieler der nach Pyrmont fährt, um den Narren die Beutel zu fegen. Geduld liebes Gretgen! trage ohne Murren, wie jene Brü-

cke, Alles was der Zufall dir aufbürdet. Stampfe nicht so mit deinen kleinen Füssen, das Gras spottet deines leichten Fußtrittes. Sieh, schon sezt sich die Brücke in schauchelnde Bewegung, immer kleiner und kleiner wird der Raum der dich von ihr trennt. Horch, die Glocken in der Stadt schlagen neun Uhr, es ist noch früh am Tage, und schon bist du mitten auf dem Rheine. Glük zu! ein leichter Sprung, und du berührst das jenseitige Ufer. Nun hält dich nichts mehr auf, nun eile, schnellfüßiger als Atalanta, den offenen Thoren zu.

Bin ich endlich so nahe! rief Gretgen entzükt: aber wo werde ich ihn finden? welche Strasse werde ich wählen? welche Menschen befragen? Ach! wenn doch ein Zufall ihn mir entgegen führte! daß ich an den grossen starren Augen mich ergözen, daß ich auf offenem Markte um seinen Hals fallen, und ihm zuschluchzen könnte: ich bin dein treues Gretgen! — Himmel! wie groß die Stadt ist! wie sie sich rechts und links ausbreitet — wo soll ich ihn suchen! —

Von solchen Gedanken hin und her geworfen, war sie froh und ängstlich bis nahe an den Paradeplaz gekommen. Hier tönte Trommelschall in ihre Ohren, und sie sah in der Ferne eine Menge Gewehre blinken. — Sollte mein Konrad unter diesem Haufen seyn? und

wenn er nun gerade in Reih' und Glied steht, indem er mich erblikt, wird er nicht das Gewehr wegwerfen und herausstürzen? wird dann ein böser Korporal oder Fähndrich ihn nicht drum strafen? — Sie kam immer näher und näher, und wurde gewahr, daß die Soldaten in zwei langen Reihen standen, und ein Unglüklicher mit blutendem Rücken zwischen ihnen durchlief. — Ach! ein armer Mensch der Spizruthen läuft! wenn mein Konrad dabei ist, so blutet sein gutes Herz gewiß wie der Rücken auf welchen er zuhauen muß. — Jezt stand sie ganz dicht hinter den Reihen, der Anblik des blutigen Rückens verursachte ihr eine Uebelkeit — aber nun wandte sich der Unglükliche, sie sah in sein todtenblasses Gesicht, und sank mit einem lauten Schrei ohnmächtig zu Boden. Es war Konrad! Konrad, dem glüklicherweise Schmerz und Trommelschall Gretgens Geschrei unhörbar machten, und der, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, selbst ohne Bewußtseyn niederstürzte.

Das arme Gretgen war von den Umstehenden in eine nahe Mühle getragen worden. Dort erwachte sie langsam aus ihrem Todtenschlummer, und starrte mit fragenden Blicken die fremden Menschen um sich her an. Wo bin ich! war ihr erstes Wort. — Bei ehrlichen Leuten, sagte die Müllerin, und tröpfelte Le-

bensbalsam auf ein Stückgen Zucker. — Ist er tod? fragte Gretgens bebende Stimme. Ach nicht doch! versezte ein lustiger Müllerbursch; sie haben ihm nur ein wenig das Fell aufgehauen, und es geschah ihm schon Recht. — Was hat er verbrochen? — ei, er war mit einer lüderlichen Vettel davon gelaufen, ganz nahe an der Grenze erwischten ihn die Husaren. Von Rechtswegen hätte er hängen müssen, aber weil er sonst immer ein braver Kerl gewesen, und seine Offiziers ihn lieben, so ist er dießmal mit einem blauen Auge durchgeschlüpft.

Gretgen hörte die lezten Worte nicht mehr, neue Ohnmacht umschleierte ihre Sinne, aus welcher sie nur erwachte, um sich in bittern Thränen zu baden. Ist das der Lohn für meine Liebe und Treue! während ich Tag und Nacht für seine Befreiung arbeitete, während ich jeden Genuß, und jede Bequemlichkeit des Lebens für ihn entbehrte, hieng er sich an eine lüderliche Dirne und lief mit ihr davon! Ach Konrad! Konrad! wie wirst du mir in die Augen sehen können! wie wirst du es einst vor Gott verantworten! — Mit wankenden Schritten und roth geweinten Augen verließ das unglückliche Mädgen gegen Abend die Mühle, und irrte in der Stadt umher, bis sie die Hauptwache fand, wo sie sich bei der

Schildwache erkundigte, wohin man den bestraften Delinquenten gebracht habe? Nachdem der Befragte ihre züchtigen Ohren durch einige derbe Späße gequält hatte, erfuhr sie endlich, Konrad liege im Lazareth. Sie ließ sich den Weg dahin zeigen, und näherte sich zitternd und heimlich schluchzend dem Aufenthalte ihres unwürdigen Geliebten. Die Thüren wurden aufgethan. Ach! welch ein Wiedersehen! wie verschieden von ihren süssen Träumen! Konrad lag auf einem Strohbund, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Gretgen trat hin zu ihm. Reden konnte sie nicht, sie weinte, und strekte ihre Hand nach ihm aus. Konrad wandte sich: Jesus! wie geschieht mir! — Er wollte sich aufrichten, und sank sprachlos zurück. Gretgen weinte heftiger, kniete neben ihm nieder, ergriff seine Hand, und drückte sie an ihren Busen. Konrad starrte sie aus hohlen Augen an. Plözlich zog er seine Hand zurück, verhüllte sein Gesicht, und heulte: o das schmerzt mehr als Spizruthen! — Gretgen faßte seine Hand aufs neue, sie erblikte den silbernen Ring an seinem Finger: Du hast doch meinen Ring noch, schluchzte sie. — Bist du gekommen ihn zurück zu fordern? nimm ihn, ich habe ihn nicht verdient! — Wenn du bereuen könntest! wenn du mich noch liebtest! — Wollte Gott ich lieb-

te dich nicht mehr! ich wäre ein ganzer, verstokter Bösewicht! so würde ich diese Höllenquaal nicht empfinden! diese Schaam, die mich Centnerschwer zu Boden drückt. — Ich verzeihe dir — Guter Engel! laß ab mich zu martern! — Ich komme dich loszukaufen. — Ach mein Gott! — Fünf Jahre lang habe ich Tag und Nacht gearbeitet. — Du bringst mich um! Endlich habe ich 200 Thaler zusammen gespart — Gerechter Gott! das halte ich nicht aus! — Der erschöpfte Jüngling sank ohnmächtig zurück auf das Stroh. Als er wieder zu sich kam, war seine Phantasie zerrüttet, ein heftiges Fieber durchwühlte seinen Körper, mit erloschenen Augen und brennenden Lippen lag er da, bald von Frost geschüttelt, bald von Glut verzehrt.

Neun Tage lang wich Gretgen nicht von seinem Lager, kein Schlaf kam in ihre von Thränen wundgebissenen Augen; nur aus ihren Händen empfieng er jede Arzenei; ihr ersparter Zehrpfennig verschafte ihm die nöthigen Erquickungen. Nach neun Tagen hatte sie endlich die Freude, zum Erstenmale wieder von ihm erkannt zu werden. — Kannst du mir verzeihen? stammelte er leise. — Ich habe dir verziehen! rief sie mit einem Thränenstrom, und schloß ihn fest in ihre Arme. — Ich wurde verführt — eine böse, listige Dirne — Ge-

nug! genug! ich mache dir keine Vorwürfe. Nun so helfe mir Gott zu meiner Gesundheit! daß ich, so lange ich lebe, ihm seine Gnade, und diesem edlen Mädgen seine Liebe danke! — Von Hoffnung belebt, durch redliche Entschlüsse gestärkt, gewann Konrad in Kurzem seine Kräfte wieder, und als er nun so weit war, daß die Geliebte glaubte, ihn ohne Gefahr allein lassen zu dürfen, da eilte sie zu seinem Hauptmann, eröffnete ihm ihr Anliegen, und zog den Wechsel aus ihrem Busen.

Ach! ein neues schreckliches Hinderniß! das Regiment hat Marschordre erhalten, ein wütender Feind dringt überall über die Grenze des deutschen Reichs, der Hauptmann, so gern er wollte, darf keinen Soldaten entlassen, nicht einmal beurlauben; vielleicht, nach geendigtem Feldzug, aber jezt, liebes Kind, forderst du das Unmögliche. Er muß mit fort, um die Horten der Barbaren von unsern Grenzen abzuhalten. Ach Gott! vielleicht sein Blut zu vergiessen! — für das deutsche Vaterland, versezte der Hauptmann kaltblütig. — So darf ich wenigstens mit ihm ziehen? — Armes Mädgen, du mit deinem zarten Körperbau würdest die Beschwerlichkeiten eines Marsches nicht ertragen. — Gretgen lächelte, und machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Guter Hauptmann, du weißt

nicht, welche Beschwerlichkeiten ich schon für Konrad überstanden habe. — Und dann, fuhr der Hauptmann fort: du scheinst mir ein sittsames Mädgen, von rechtlichen Eltern; als was könntest du wohl mit ihm ziehen? — Als was? seltsame Frage! als sein Weib. — Auch das darf ich nicht erlauben. — Wie? — Ich kann ihm keinen Trauschein bewilligen. — Mein Gott! habe ich nicht immer gehört, ein braver Soldat müsse menschlich seyn? und wie kann er das wenn er nicht lieben darf? — Der Hauptmann lächelte. Deine Philosophie gefällt mir, und überzeugt mich, Hans Christoph von Z**, aber nicht mich den Hauptmann. Du wirst gestehen, liebes Kind, daß jeder Soldat das nemliche Recht hat, Herzkrank zu werden, wie dein Konrad; nun denke dir 30,000 Weiber bei unserer Armee, und eine Jede so verliebt als dich, warlich! es würde nie zu einer Schlacht kommen. — Sie scherzen Herr Hauptmann, und mir blutet das Herz. — Es steht nicht in meiner Macht dir zu helfen. — Aber ich darf doch mit ihm gehn? wenn auch nicht als sein Weib, doch als seine Schwester? — Wenn du dich dem Gespötte der ganzen Compagnie Preiß geben willst? — Immerhin, aber ich trenne mich nie wieder von Konrad. Gift schadet nur in offenen Wunden, und Spott nur der verlez-

ten Tugend. Mein Herz ist rein, und so lange mein Gewissen mich frei spricht, möge die ganze Armee über mich spotten. — Braves Mädgen, du gefällst mir. Willst du bei einem Manne von funfzig Jahren während des Feldzugs als Wäscherin dienen, so komm mit mir. Um desto sicherer werde ich seyn, daß Konrad mir nicht zum zweitenmale desertirt.

Wer war froher als Gretgen! Der Handel wurde auf der Stelle geschlossen, und nie ist ein sittsameres Mädgen einer Armee gefolgt, als die reizende Wäscherinn des Hauptmanns von Z**. Vergebens liebäugelte hier ein Lieutenant und wizelte dort ein Fähndrich; vergebens ward manche alte Marketenderin mit Goldschweren Beuteln abgesandt, um die Tugend an die Wollust zu verkuppeln: Gretgen wußte Sterne und Ordenskreuze, und, was noch mehr ist, selbst ihren Geliebten, in bescheidener Entfernung zu halten. Konrad beklagte sich zwar oft über diese Strenge, aber im Grunde beruhigte sie ihn doch, wenn er bedachte, daß seine Braut dem Eigennuz nie verwilligen werde, was sie der Liebe versagte.

Hatte doch das arme Gretgen keine andere Freude als das Bewußtseyn ihrer Unschuld, denn täglich und stündlich zitterte sie für das Leben des Geliebten. Wenn er auf dem Vorposten stand, wenn er zu irgend einer gefähr-

lichen Expedition commandirt wurde, oder wenn gar eine Schlacht geliefert werden sollte — ach! welche Angst stand das arme Mädgen aus! Bei jedem Schusse den sie hörte, sah sie Konrad niedersinken, jeder Verwundete, der hinter die Fronte geführt wurde, schien ihr in der Ferne Konrad. Auf ihren Knieen liegend und betend erwartete sie den Ausgang einer jeden Action, und wenn die Truppen siegreich zurückkehrten, wenn Konrad mit einem grünen Zweige am Hute ihr munter entgegen kam, dann dankte sie Gott mit einer Innbrunst, die nur Gefahr und Liebe einflössen.

Bis jezt hatte ein schüzender Engel den braven Konrad überall begleitet; um ihn und neben ihm stürzten seine Kammeraden, er allein blieb unversehrt; immer kam er mit dem Zeugniß, daß er sich brav gehalten, und immer ohne Wunden zurück. Nach und nach wurde er so kühn, daß er zum Treffen gieng wie zum Tanze, und unter den Augen seiner Obern manchen Lorbeer erfocht, den alle Zeitungen ausposaunt haben würden, wenn der Held nicht ein gemeiner Soldat gewesen wäre. So verstrich der Sommer des Jahres 1791 bis in den Erndtemonat. Damals war der Tod der fürchterliche Schnitter, der manche unreife Aehre abmähte, und die Saaten mit Menschenblut düngte. Verschanzte Lager wurden er-

obert, Batterien wurden gestürmt. Muthig klimmte Konrad einem dieser Feuerschlünde entgegen, da saußte eine Kugel durch die Luft, nahm ihm den rechten Arm, und schleuderte den Körper hinab in den Graben. Da lag er hülflos, Leichen rollten auf ihn herab, andere Verstümmelte mischten ihr Aechzen mit dem seinigen, oben auf dem Hügel riefen seine Kammeraden Victoria! er hörte es, befahl Gretgen und seine Seele Gott, und die Nacht des Todes umschleyerte ihn. Heftig blutete die Wunde, mit jedem Tropfen verminderte sich die Kraft des Lebens, wenige Stunden noch, und er wäre nie aus dem Schlummer erwacht.

Getrost armer Konrad, schon sucht die Liebe deinen Leichnam. „Daß ich ihn wenigstens begrabe!“ schrie Gretgen fürchterlich, auf dem Schlachtfeld herumirrend, und nicht achtend der Kanonenkugeln, die der nahe Feind noch immer herüber sandte. Haar und Halstuch flatterten in den Wind, ihre Schuhe waren verlohren, Kiesel und Dornen durchstachen ihre Füsse. So wankte sie unter den Leichen umher, kreischte den Nahmen des Geliebten, suchte seinen Körper mit ängstlichen Blicken, und bebte ihn zu finden.

Endlich fand sie ihn leblos unter aufgethürmten Leichen, sie zog ihn hervor, sie wusch die

Wunde mit ihren Thränen, sie entblößte ihren Busen, und wickelte das Halstuch um den verstümmelten Arm. Aber wie den Verwundeten fortschleppen? keine Hülfe — keine Menschen — keine Tragbahre — wozu das Alles? Angst und Liebe geben Riesenkräfte, sie ladet ihn auf ihre Schultern, und trägt Athemlos die geliebte Bürde in das Feldlazareth. Kaum ist sie vor dem Wundarzt angelangt, kaum hat sie eine Bitte um schleunige Hülfe gestammelt, so sinkt sie erschöpft zu Boden, und erst nach mehreren Stunden kehren Wärme und Leben in den liebevollen Busen zurück.

* * *

Es war im Sommer des Jahres 1793, als die Gräfin P** abermals durch W** reißte, sich der interessanten Spizenwäscherinn erinnerte, ihr Taschenbuch hervorzog, und die Wirthin fragte: wo der Tischler Konrad Braun wohne? — Tischler? versezte die Wirthin: gewesen! Der arme Schelm wird in seinem Leben keinen Hobel wieder anrühren. — Wie so? — Je du mein Gott! weil er nur einen Arm hat, den Andern haben ihm die heidnischen Franzosen abgeschossen. — Wovon lebt er denn? — Von dem Fleisse seiner Frau, und von einer kleinen Pension die ihm der König giebt. Davon würde er aber nicht fett

werden, wenn das brave Weib nicht thäte. — Hat er die Spizenwäscherin geheurathet? — Die Spizenwäscherin? ja — aber woher kennen Ihro Gnaden — doch es ist ja wahr, ich besinne mich, sie hat vor fünf Jahren Spizen vor Ihro Gnaden gewaschen. Nun, sie wäscht noch immer, wenn Sie ihr Etwas zu verdienen geben wollen. — Das will ich, sagte die Gräfin, wo wohnt sie. — Ich werde sogleich zu ihr schicken. — Nein, ich will selbst hingehen. — Ach Ihro Gnaden wollen sich bemühen, in eine schmuzige Gasse, ein kleines niedriges Haus — Das hat nichts zu bedeuten, lasse sie mir nur vom Hausknecht den Weg zeigen.

In wenig Minuten stand die Gräfin vor Gretgens Hausthür. Es wurde angeklopft, ein schöner junger Mann mit einem Arm that ihr auf. Er zog die Müze ab, und nöthigte sie herein zu treten. Da saß Gretgen mit einem kleinen Engel an der Brust, in dessen Anschauen sie so vertieft war, daß sie die Ankunft einer Fremden nicht einmal gleich bemerkte. Als sie nun aber die Augen aufhub, und ihre Wohlthäterin erblikte, Himmel! welche Freude glänzte auf ihrem Gesichte! Das ist sie! das ist sie! rief sie ihrem Manne zu: das ist die gute Frau von der ich dir so oft erzählt habe! und flugs legte sie das Kind in

die Wiege, ergriff die Hand der gerührten Gräfin, drükte sie feurig an ihre Lippen, bat sie, sich in den Großvaterstuhl zu sezen, wollte frische Milch hohlen, oder Kaffee machen, rannte im frohen Taumel hin und her, griff bald nach diesem bald nach jenem, und rief immer dazwischen: ich wußte wohl daß sie uns nicht vergessen würde! habe ich es nicht immer gesagt? sie hat sich deinen Namen aufgeschrieben, sie wird uns noch Einmal besuchen, ehe wir es uns versehen.

Der Mann stand, und wischte sich mit seiner Müze die Thränen aus den Augen. Könnte ich doch meine Hände falten, sprach er, und zu Gott für sie beten.

Wie ist er denn um seinen Arm gekommen, guter Mann? — Je, die Franzosen haben mir ihn weggeschossen. — Mich dünkt, Gretgen, es war Anno 88 als wir uns zum leztenmale sahen, und damals standest du im Begriff, deinen Konrad zu hohlen; aber damals hatten wir noch nicht Krieg? — Ja, gnädige Frau, versezte Gretgen, der Mensch denkt es, Gott lenkt es. Freilich wollte ich ihn hohlen, aber der böse Jude, den ich nicht verdammen will — ach! ohne ihn hätte mein Konrad seine gesunden Gliedmassen behalten! ohne ihn wäre ich drei und ein halbes Jahr früher das glüklichste Weib geworden!

Nun hub sie an zu erzählen, von dem schönen Tage, an welchem die gnädige Frau sie so großmüthig beschenkt, bis zu dem, an welchem eine unglükliche Kartätsche ihren Konrad verstümmelte; wie er damals drei Monate im Lazareth gelegen, und sie nicht von seiner Seite gewichen, bis ihm Gott geholfen — Ja, — sagte der Mann, Gott und du! ohne dich wäre ich hülflos gestorben, wie so mancher andere brave Kerl — „Stille!" — Nein, nicht stille. Du warst selbst krank, konntest dich kaum auf den Beinen halten, und doch kamst du nicht von meinem Bette, brachtest in drei Monaten die Kleider nicht vom Leibe — „Stille" — Nein, nicht stille. Wer war es, der den Feldscheer dafür bezahlte, daß er mich sorgsamer abwartete als die übrigen? und mit welchem sauer erworbenen Gelde? und hatte ich das wohl verdient? ich, der ich — „Stille lieber Konrad!" — Warum denn stille? warum soll es die gnädige Frau nicht wissen, daß ich mich schwer an dir versündigt hatte? weiß es doch unser Herr Gott! und strafte mich dafür von Rechtswegen, der Arm gieng mit einer Kanonenkugel auf Reisen, und der silberne Ring, den ich an der rechten Hand trug, gieng mit zum Teufel, das thut mir fast eben so leid als mein Arm. — „Habe ich dir nicht einen goldenen dafür geschenkt?" —

Nun freilich, du hast mir mehr geschenkt als das, Leben und Gesundheit, Nahrung und Freude. Wenn du nicht wärest, wo sollte ich denn den Bissen Brod — „Stille doch lieber Konrad!“ — Nein, nicht stille! der König giebt mir freilich eine kleine Pension, aber was will das sagen? Alles ist theuer, arbeiten kann ich nicht, es würde verzweifelt knapp hergehn, wenn das brave Weib nicht mit der frühen Morgensonne am Nährahmen säße, oder am Waschfasse stünde — „Nun ists genug, lieber Mann, Hast du mich denn jemals klagen hören? habe ich dir nicht immer gesagt: Freud' und Leid, wie der Pfarrer spricht, soll man in der Ehe mit einander tragen. Uns aber schikte Gott das Leiden vor der Trauung zu, nachher haben wir noch keine böse Stunde mit einander gehabt. Viel Arbeit? desto besser! Arbeit macht gesund und froh, und wenn man vollends für den Geliebten arbeitet, o dann geht es flink von der Hand! freilich, nun der kleine Schreihals dazu gekommen ist, so wird es mir zuweilen ein wenig sauer; aber der kleine Schreihals schreit doch nicht immer, er lächelt auch zuweilen, — sieh nur, jezt eben — o dann ist Alles vergessen!“ —

Die Gräfin genoß einen unaussprechlich süssen Augenblik. Sanfte Thränen der Rührung

schlichen sich über ihre Wangen, und benezten den Busen, der von Menschenliebe wallte. „Ich muß mich schämen, liebes Gretgen, sagte sie, daß ich schon so lange in deiner Schuld bin.“ — In meiner Schuld gnädige Frau? — „Als ich vor fünf Jahren dir ein kleines Geschenk mit dem ausdrüklichen Versprechen machte, dir, so lange du lebst, jährlich eben so viel zum Behuf deiner Wirthschaft zu schicken“ — Wie gnädige Frau? das hätten Sie versprochen? — „Du bist sehr großmüthig, daß du dich stellst, als habest du es vergessen. Leider vergaß ich es selbst unter dem Gewühl von Zerstreuungen; aber heute, als ich die Thürme von W** erblikte, erinnerte ich mich dessen. Versprechen macht Schuld, Wort muß man halten, und ich werde in Zukunft nie wieder so saumselig seyn. Hier sind.“ —

Mein Gott! gnädige Frau! Sie haben mir nichts versprochen. — „Frage nur meine Kammerjungfer, sie war Zeuge davon, aber du warst damals so ganz mit deinem Konrad beschäftigt, daß du drüber nur halb hörtest. Hier sind also fürs Erste 250 Thaler alte Schuld. Meine Saumseligkeit hat doch etwas Gutes gestiftet, ihr habt das Geld nun auf Einmal beisammen, und könnt es auf Zinsen legen. Hier ist auch die Rente für dieses Jahr, und

so bald ich nach Hause komme, will ich euch ein Instrument darüber schicken, damit ihr, wenn ich etwa sterben sollte" —

Konrad und sein Weib hörten und sahen nicht mehr. Sie lachten und weinten, sie stammelten und beteten; Gretgen riß das Kind aus der Wiege, hieng sich damit an die Kniee der Gräfin, der Mann strekte seinen Einen Arm gen Himmel — es war ein Schauspiel für Engel von verschwisterten Engelseelen dargestellt. Die fein und starkfühlende Gräfin konnte es nicht länger ertragen. Sie schlüpfte behende aus der Thür, Mann und Weib eben so behende hinter ihr drein. Mit holder Schaam rosenfarb übergossen flog sie über die Strasse, Segenswünsche schallten hinter ihr her, die Vorübergehenden blieben stehn, und gafften, der wohlthätige Flüchtling schlug bescheiden die Augen nieder, und als sie sich endlich in Sicherheit glaubte, drückte sie dem Hausknecht einen Gulden in die Hand, damit er niemanden sagen solle was er gesehn.

Herrliches Weib! hier steht deine Büste vor mir. Ich lege die Feder nieder und umarme den kalten Stein. Vergieb! vergieb einem Herzen das dich liebt und bewundert, wenn es, uneingedenk deiner bescheidenen Bitte, diesen Zug deines Edelmuths der Welt bekannt machte. Heil dir und dem guten Gretgen! das

mit der Schwärmerei einer Romanheldinn den Ernst einer treuen Gattin verband; die schönsten Frühlingsjahre der Liebe aufopferte, und endlich sogar dem Ungetreuen vergab. Das hätte kein Mann gethan! Nein, so liebt kein Mann!

Ninons Kezerei in der Liebe.

Kontraste ergözen. Was die Natur in einem liebenden Herzen würkt, hat Gretgens rührendes Beispiel gezeigt. Jezt will ich aus den Briefen der Ninon de Lenclos, der größten Künstlerin in der Liebe, die Bemerkungen ausheben, welche eine lange Erfahrung sie machen lehrte. Sie hat die Liebe studiert; sie hat, um mich eines unedlen Gleichnisses zu bedienen, die Speisen mit Gewürzen überladen, und dadurch den Geschmak für gute, gesunde Kost verlohren. Wer über die Liebe nachdenkt, der liebt nicht mehr. Wer den Horaz, statt ihn zu lesen, erklären kann, der hat nur Gefühl für die Kunst. Man muß das Schöne empfinden, ohne zu wissen warum es schön ist. Doch Ninon plaudert angenehm, und für die Welt, wie sie nun Einmal ist, sagt sie viel

treffendes und wahres. Der Umgang dieser Aspasia muß unaussprechlich reizend gewesen seyn, und gern unterschreibe ich St. Evremonds Lob:

Mehr als Schönheit, mehr als Jugend,
Gab dir Ninon die Natur,
Eines Kato strenge Tugend,
Und die Wollust eines Epikur.

Das Herz vereint und paart so viele gegenfüßlerische Dinge, daß, wer sich damit abgiebt, es zu schildern, nothwendig oft in Widersprüche fällt; man glaubt es zu erhaschen, und umarmt einen Schatten. Das Herz ist ein wahres Chamäleon, besieh es von dieser Seite, betrachte es von jener, du wirst immer eine andere Farbe erblicken.

Liebe sezt das Herz in Bewegung, wie den Körper die Wärme. Lieben heißt den Wunsch der Natur erfüllen, heißt, mit einem Worte — ein Bedürfniß befriedigen. Aber hüte dich dieß Gefühl in Leidenschaft übergehn zu lassen. Gern würde ich auf die Liebe anwenden, was man von dem Gelde sagt: ein vortreflicher Bedienter, aber ein schlechter Herr. Soll sie dich nicht beherrschen, so vermeide den Umgang der sogenannten Achtungswerthen Weiber, und wähle solche, die

angenehm unterhalten ohne gründlichen Ernst. Im Jünglingsalter muß man in einem reizenden Weibe keinen Freund, sondern nur eine Geliebte suchen. Der Umgang mit Weibern von heldenmüthigen Grundsäzen, oder mit solchen, welche die Verwüstungen der Zeit nöthigen, nur noch durch Eigenschaften zu glänzen, ist sehr gut für einen Mann, der, so wie sie selbst, auf dem Rückwege ist; für den Jüngling aber sind sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine zu gute Gesellschaft. Reichthümer brauchen wir nur nach Maasgabe unserer Bedürfnisse. Wähle daher eine liebenswürdige Gestalt, Sanftmuth, immer frohe Laune, Geschmak in geselligen Freuden; wähle Eine die vor einer Herzensangelegenheit nicht erschrickt. Willst du mehr, so suche dir einen Freund. Brauche jedes Ding wozu es geschaffen wurde. Nicht unserer Tugenden bedürfen die Männer, nein, unsers Frohsinns, unserer Schwachheiten.

Liebe wird nur gefährlich durch die erhabene Idee welche man sich zuweilen von ihr macht. Leidenschaft ist nur ein blinder Instinct, der gerade auf diesen Gegenstand fällt, ohne daß man sagen kann warum? Wird Liebe durch Freundschaft und Vernunft geleitet, so ist keine Leidenschaft mehr, sondern eine zwar warme, aber ruhige Hochachtung. Wandelst du

hingegen in den Fußstapfen der alten Romanhelden, schwebst du in den Wolken; so wird die Liebe eine traurige, oft eine fürchterliche Narrheit, ein wahrer Fanatismus. Wo Vernunft oder Enthusiasmus eine Herzensangelegenheit bilden, da ist die Liebe ein fades Unding oder eine wilde Schwärmerei. Fliehe beides!

Die Schimären der Vernunft sind Schaumünzen, im Handel und Wandel gelten sie nicht.

Eine Geliebte, die Hochachtung verdient, würde eine vortrefliche Gattin werden, du würdest sehr viel Ehrfurcht für sie haben; aber sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit — ganz und gar nicht. Eine Frau von solchen Verdiensten macht dich allzuklein in deinen eigenen Augen; du bist gezwungen sie hoch zu schäzen, vielleicht gar zu bewundern — gute Nacht Liebe! So viele Tugend ist ein Verweiß für dich, eine überlästige Kritik deiner Schwachheiten, sie empört deinen Stolz, und wird der Stolz empört — gute Nacht Liebe! — Man hat es tausendmal wiederhohlt: wer unsere Leidenschaften zerstören würde, der würde uns selbst vernichten. Nur ordnen muß man sie. Sie sind Gift, das unter den Händen eines geschikten Arztes zum wohlthätigen Heilmittel wird.

Eine unerwartete Laune, ein Eigensinn in bester Form, eine Zänkerei vom Zaun gebrochen, machen oft mehr Würkung auf die Männer, und fesseln sie sicherer, als die vernünftigste Vernunft. La Bruyere sagte einmal zu mir: der weibliche Eigensinn sei gewöhnlich mit der Schönheit verbunden, um ihr Gegengift zu seyn. Das ist nicht wahr. Der Eigensinn im Gegentheil belebt die Schönheit. Nichts ist kälter als Bewunderung. Man gewöhnt sich so leicht an die schönsten Züge, wenn nicht ein wenig Bosheit und Laune diesen Zügen Leben und Wärme mittheilen. Eine Frau von immer gleicher Gemüthsart macht Langeweile, sie ist eine Statue, man hat immer Recht mit ihr, sie raubt Einem die Freiheit zu zanken, und diese Freiheit ist oft ein grosses Vergnügen. Launen sind das Salz der Liebe, ohne Salz verdirbt alles. Unruhe Eifersucht, Zänkereien, Aussöhnungen, kleine Empfindlichkeiten, das sind die Nahrungsmittel der Liebe. Sie ist ein verzogenes Kind, von dem man sich doch nicht trennen kann. Sie ist nie stärker, als wenn man in der Hize eines Streites im Begriff steht ganz zu brechen. Sturm und Ungewitter sind ihr Element, Alles an ihr ist krampfhaft. Will man ihr Diät vorschreiben, so zehrt sie ab — sie stirbt.

Wenn die Liebe eine Frau zuweilen wild und ungerecht macht, welcher feinfühlende Liebhaber wird sich darüber beklagen? Beweisen solche Ausschweifungen nicht die Stärke der Leidenschaft? Wer sich immer fein ordentlich in seinen Grenzen halten kann, der ist sehr mittelmäßig verliebt. Dergleichen Aufwallungen in dem geliebten Gegenstande, verschaffen doch immer ein geheimes Vergnügen. Man beklagt sich, und mitten unter Klagen fühlt man mit Entzücken wie heftig man geliebt wird.

* * *

Es ist ein abgedroschener Grundsaz, wenn man behauptet: die Liebe lasse sich nicht gebieten. Weiber rechtfertigen dadurch ihre Schwachheiten; freilich müssen sie doch Etwas haben, woran sie sich halten können. Sie gleichen dem Edelmann, von welchem Montaigne erzählt, daß, so oft das Podagra ihn quälte, er seinen Schmerz milderte, indem er auf den Schinken fluchte, den er gegessen. — Liebe ist Sympathie — man ist nicht Meister seines Herzens u. s. w. Das sind Gründe, die man gar nicht widerlegen darf, man würde sich die ganze Welt auf die Schultern laden. Und woher kommt es, daß diese Gemeinsprüche so viele Vertheidiger finden? weil Jeder-

mann dabei intereßirt ist, daß es so und nicht anders sei; denn haben wir einen dummen Streich gemacht, so trösten wir uns damit, daß ein unwiderstehliches Verhängniß uns dazu gezwungen hat. La Fontaine sagt sehr treffend:

Das Gute thun wir selbst, das Böse die Natur,
Wir haben immerRecht, Unrecht das Schicksal nur.

Ich bin nicht jener Meinung. Liebe ist unwillkührlich; zugestanden; das heißt: den ersten Eindruck können wir nicht vermeiden. Aber diesen ersten Eindruck zu schwächen, ja ganz zu vertilgen, das halte ich für sehr möglich. Flucht, Zeit und Abwesenheit sind Hülfsmittel, denen keine Leidenschaft in die Länge widersteht. Stark ist die Liebe nur durch unsere eigene Schwäche. Aber gewöhnlich scheinen uns die Schwürigkeiten so groß, daß wir nicht den Muth haben nach dem Siege zu ringen. Wenn es daher gleich keine unbezwingbare Neigung in der Natur giebt, so gestehe ich doch gern, daß nur sehr wenige bezwungen werden, weil man sie nicht zu bekämpfen versucht.

* * *

Wissen sie auch, so sprach ich eines Tages zu der Frau von **, daß es ihrem Geschmak

keine Ehre macht, den Marquis * dem Chevalier * aufgeopfert zu haben? Die Welt schließt von dem Gegenstande unserer Neigung auf uns selbst, und die Vorzüge des Marquis sind so auffallend — „Ich weiß es, versezte sie; aber eben diese Vorzüge gaben ihm so viele Rechte über mich, und flößten ihm so viel Vertrauen auf sich selbst ein, daß mein Stolz beleidigt wurde. Und dann beunruhigte mich unaufhörlich jedes hübsche Weib? Bei einem allzuliebenswürdigen Manne muß man immer Schildwach stehn, immer Wer da! rufen. Zu zärtlich um nicht eifersüchtig zu seyn, und doch zu stolz um es merken zu lassen, war ich beständig in einem gewaltsamen Zustande; ich durfte mir nicht die kleinste Koketterie, oder Laune verstatten. Gerade in einem Augenblicke, als ich diesen Zwang am drückendsten fühlte, bot sich der Chevalier mir an; und steht er gleich seinem Nebenbuhler weit nach, so ist es doch kein kleines Verdienst, daß man mit ihm ungestraft Unrecht haben darf.“ — So erklärte sich Frau von **, und so machen es fast alle Weiber, wenn sie es auch nicht ausdrücklich erklären. Ich behaupte, daß sie nicht eher wählen, bis sie sorgfältig untersucht und verglichen haben, welche Vortheile oder Nachtheile sie bei der Wahl dieses oder jenes Gegenstandes finden

werden; eine Berechnung, die oft die Eigenliebe macht, ohne daß wir selbst davon wissen. Im Galanteriehandel haben beide Geschlechter immer eine offene Rechnung unter sich, jedes calculirt seinen Einsaz, und keines macht sich eher zu Etwas anheischig, bis es weiß warum, und — aufrichtig gesagt — bis es Hoffnung hat das Andere zu betrügen.

* * *

O ihr Männer! mit all' eurer Gründlichkeit, Gelehrsamkeit, Vernunft, und was weiß ich! seyd ihr die hochachtungswürdigsten und beklagenswürdigsten Geschöpfe von der Welt. Spart Alles das auf für den Umgang mit Männern, wo dergleichen seinen Werth hat; unter uns hingegen, vertauscht es gegen leichte Annehmlichkeiten. Das ist die einzige Münze die unter uns gilt; und hütet euch zu sagen, es sei falsche Münze. Will man zufrieden unter einem Volke leben, so muß man seine Sitten, auch zuweilen seine Albernheiten annehmen. Die Weiber gefallen durch eine reizende Gestalt und liebenswürdige Eigenschaften, und sie verlangen, daß man eben dadurch auch ihnen gefalle. Was sollen sie mit der geometrischen Gründlichkeit eures Geistes anfangen? Sie fürchten euch; der Zwang den sie sich anthun, verbannt den leichten Froh-

sinn, den sie zeigen, wenn man sich zu ihnen herabläßt. Wie dürfen sie es wagen, in den Augen eines Menschen liebenswürdig zu scheinen, der sie kaltblütig beobachtet? der sich nicht hingiebt? der nichts zu ihrem Vergnügen beiträgt? Die liebe Vernunft macht den nemli- Eindruk auf sie, den ein kalter Wind auf einen Menschen macht, welcher plözlich aus einem warmen Zimmer tritt: sie zieht die Poren des Herzens zusammen, es kann sich nicht mehr ergiessen. Gründliche Eigenschaften sind Goldstücke, aber im Handel und Wandel braucht man kleine Münze.

Es giebt Völker, welche statt der Metalle nur Muscheln gebrauchen. Sind jene Nationen nicht eben so reich, als wir mit allen Schäzen der neuen Welt? Metall und Muscheln erhalten ihren Werth nur durch Uebereinkunft; und was liegt daran, ob man sich des Einen oder der Andern bedient? wenn nur der Handel blüht. So auch in der Liebe, die Weiber wollen eure kostbaren Metalle nicht, sie wollen Muscheln. Ei so gebt ihnen Muscheln!

* * *

Beständigkeit! ist auch ein grosses Modewort, aber nur in dem Munde solcher Män-

ner, die ihre eigene Mittelmäßigkeit fühlen. Es ist ihnen gelungen, eine hübsche Frau zu fesseln, sie verzweifeln daran auch einer Andern zu gefallen, und um den sauer errungenen Schaz nicht wieder zu verlieren, was thun sie? sie machen die Beständigkeit zu einer erhabenen Tugend! die Unbeständigkeit zu einem entehrenden Verbrechen! und schwazen so lange davon, bis endlich eine falsche Schaam die Geliebte auf ewig an sie kettet. Aber liebenswürdige Menschen sind Effecten die der Gesellschaft zugehören, ihre Bestimmung ist zu circuliren, und das Glük Mehrerer zu schaffen. Der Beständige ist eben so strafwürdig als der Geizhals, der ihm oft unnüze Reichthümer im Kasten verschließt, indessen Andere sie vortreflich benuzen würden. Selten hört eine Leidenschaft von beiden Theilen zu gleicher Zeit auf; ist Beständigkeit dann nicht ein wahres Unglük? ist sie nicht gleich jenem Tyrannen des Alterthums, der einen lebendigen Menschen mit einer Leiche zusammen binden, und so langsam dahin sterben ließ? — Der Liebe treu seyn, heißt für die Fortdauer seiner Freuden sorgen; der Geliebten treu seyn, heißt langsam verschmachten, und sie zwingen Tugenden zu heucheln, die sie nicht besizt, oder ewig zu weinen, daß sie ihr nicht zu Theil wurden.

* * *

Es ist mit den Krankheiten des Herzens wie mit denen des Körpers, es giebt würkliche und eingebildete. Nicht immer fesselt Liebe an ein Weib. Gleichheit des Geschmaks und der Neigungen, die Gewohnheit sich zu sehn, das Fliehen vor sich selbst, das Bedürfniß eine Herzensangelegenheit zu spinnen, der Wunsch zu gefallen, die Hoffnung es werde gelingen, und hundert andere Ursachen, die einer Leidenschaft nicht im Geringsten ähnlich sehen; man nimmt das für Liebe, und die Weiber selbst sind die Ersten, den Irrthum zu bestärken, denn ihre Eitelkeit ist geschmeichelt, und sie untersuchen selten warum man ihnen den Vorzug giebt. Auch thun sie wohl daran, denn sie würden fast immer bei der Untersuchung verlieren.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, welche durch sich selbst weder gut noch böse ist, sie wird nur gut oder böse durch die Gegenstände auf welche sie würkt. Zugestehen muß man ihr aber einen mächtigen Vortheil, nemlich den, daß sie unsere Lage verändert, und in Bewegung sezt, und dadurch einem unserer dringendsten Bedürfnisse abhilft. Einförmigkeit drückt uns zu Boden, Langeweile ist Gift; für Bewegung ward das Herz geschaffen, und was wäre unser Frühling ohne Liebe? ein Pflanzenle-

ben. Die Liebe ist dem Herzen, was die Winde dem Meere. Wahr ists, sie erregen oft Sturm, verursachen wohl gar Schiffbrüche; aber sie allein machen auch das Meer schiffbar, ein guter Steuermann muß sich zu helfen wissen. — Uebrigens wäre die Untersuchung, ob es dienlich oder undienlich sei sich zu verlieben? eine eben so grosse Thorheit, als die Frage: ob man Durst haben dürfe oder nicht? Soll man aller Welt das Trinken verbieten, weil es Leute giebt die sich besaufen?

Wenn mir ein Mensch allzuviel von der Grösse seiner Leidenschaft vorschwazt, so kommt er mir vor wie Einer, der einen grossen Verlust erlitten, und der es um seiner Ehre willen für nothwendig hält, einen unmäßigen Schmerz zu zeigen. Er fühlt die Trostgründe besser als irgend Jemand, aber er findet Wollust in seinen Thränen, es macht ihm Vergnügen zu glauben, und zehn Andere glauben zu lassen, daß sein Herz fähig ist eine schöne Empfindung zu übertreiben, und dieser Gedanke rührt und erweicht ihn noch mehr; er schaft sich einen Gözen, dem er endlich aus Gewohnheit räuchert. So gelangen auch die Liebhaber endlich zu einem verliebten Fanatismus, und beharren um so hartnäckiger dabei, weil es ihr eigenes Geschöpf ist. Es dünkt sie schimpflich zum gemeinen Menschenverstande

herabzusteigen, und zu werden wie andere sündige Menschen. Welche Thorheit die Liebe mit Würde zu behandeln! ehrsamen Anstand von einem Kinde verlangen, heißt das nicht alle seine Grazie rauben? — Gott sei Dank! die Zeiten der Riesenmäßigen Leidenschaften sind vorbei. Die fest gegründetesten Meinungen, die natürlichste und edelste Art zu denken, verschwinden aus der Welt wie eine Mode, so bald man sie lächerlich macht.

Der Himmel weiß durch welchen Widerspruch die Menschen einen wechselseitigen Hang beider Geschlechter zu einander, mit Schande belegt haben. Indessen fühlte man doch, daß man die Stimme der Natur unmöglich ganz ersticken könne. Wie zog man sich aus dieser Verlegenheit? man pflanzte eine geistige Liebe an die Stelle eines demüthigenden Bedürfnisses; man gewöhnte sich an tausend kleine nichts bedeutende Dinge, die eine erhizte Einbildungskraft endlich für das Wesen der Liebe nahm; Dinge die nur erfunden wurden, um ihre vorgebliche Ungestaltheit zu verhüllen. Immer glauben zwei Verliebte im Anfang, von den zartesten Gesinnungen beseelt zu seyn. Sie erschöpfen alle Spizfündigkeiten der Metaphysic, sie sind trunken davon. Aber bald behauptet die Natur ihre Rechte, die befriedigte Eitelkeit schweigt, das Herz redet, be-

gehrt laut, und mit aller Verachtung der Wollust, sehen sich die guten Menschen plözlich eines Tages nach vielen Umschweifen auf dem nemlichen Punct, wo ein ehrlicher Bauer seine Liebesgeschichte anfieng.

Einer entstehenden Liebe scheint Alles von Wichtigkeit. Die Hoffnung der geringsten Gunstbezeugung würde ein schweres Verbrechen seyn; nur zitternd erlaubt man sich die unschuldigste Liebkosung. Ein Liebhaber begehrt anfangs gar nichts, oder doch nur so wenig, daß eine Frau sich in ihrem Gewissen verbunden glaubt, ihm seine edle Uneigennüzigkeit recht hoch anzurechnen. Um irgend eine Kleinigkeit zu erlangen, betheuert er, nie mehr begehren zu wollen, und mitten unter diesen Betheurungen schreitet er vorwärts, wird vertraulicher. Ein Handkuß zum Beispiel, mein Gott, wer wird das einem Manne versagen, mit dem man täglich umgeht? aber was heute von so geringer Bedeutung schien, verbunden mit dem was man gestern bewilligte, wird endlich sehr bedeutend in Vergleichung mit dem was man den ersten Tag gewährte. Eine Frau, durch die Bescheidenheit ihres Liebhabers sicher gemacht, wird die unmerkliche Auffstufung ihrer Schwachheit nicht gewahr. Er betrug sich ja anfangs mit so vieler Schonung, er zeigte so viel Ehrfurcht,

selbst dann, wenn er im Begriff stand sich zu vergessen, wie könnte sie Mißtrauen in ihn sezen? Auch war sie ja ganz Meister über sich selbst; die Kleinigkeiten, die er begehrte, wurden ihr so leicht abzuschlagen, wie viel mehr wird sie bei wichtigeren Bitten sich stark zum Widerstande fühlen. Nach und nach wird sie so stolz auf ihre Tugend, daß sie sogar selbst zuweilen die Gefahr herbei lokt, um ihre Waffen zu versuchen. So steht sie endlich am Ziele, voll Erstaunen wie es möglich gewesen bis dahin zu kommen, und der Liebhaber erstaunt oft nicht weniger darüber. Ja wahrlich! oft ist nicht einmal Liebe vonnöthen, um die Tugend eines Weibes zu überlisten, Gelegenheit und Zufall überraschen nur allzuoft. Jene Tugend ist eine Täuschung der Erziehung, sie verläßt euch in der Noth, und mit dem aufrichtigsten Entschluß zu kämpfen, giebt es unselige Augenblicke, wo die Tugendhafteste oft die Schwächste ist. Das macht, die Natur wacht stets über ihren Vortheil. Das Bedürfniß zu lieben gehört zu dem Wesen eines Weibes, seine Tugend ist nur ein Schmuck.

Wir bedienen uns zweierlei Gattungen von Empfindungen, die Eine kramen wir aus, um dadurch eine hohe Idee von uns zu erwecken, die Andere behalten wir in Petto. Von der Einen reden wir, und nach der Andern han-

deln wir. Die Intriguen der Damen, die viel von Platonismus schwazen, endigen sich immer eben so, wie die der gewöhnlichen Weiber. Man zeige mir eine Schülerin des Plato, die vom achtzehnten bis ins dreißigste Jahr ihrem grossen Lehrer treu geblieben, und ich mache mich dagegen anheischig, eine reizende Frau zwischen sechzig und achtzig aufzustellen.

Der Widerstand, welchen eine Frau leistet, ist nicht immer ein Beweiß ihrer Tugend, oft mehr ein Beweiß ihrer Erfahrung. Wenn wir aufrichtig seyn wollen, so müssen wir gestehen, daß wir im ersten Augenblicke immer Neigung fühlen, uns zu ergeben, und nur die Ueberlegung kommt uns zu Hülfe. Die Natur gebietet uns Liebe, die Erziehung verbietet sie, und rechnet uns den Sieg über unser Herz für Ehre an. Die Neigung zu widerstehen, ist nicht natürlich, sondern ein Werk der Kunst, diese Kunst hat ihre Regeln, aber was ist Theorie wenn man mit der Praxis unbekannt bleibt? Das Handwerk einer tugendhaften Frau gleicht allen übrigen, man vervollkommt sich darinn durch Uebung, und wer die Liebe nicht kennt, wer nun zum Erstenmale mit Lebhaftigkeit angegriffen wird, — wehe der Armen! sie ist weit weniger im Stande sich zu vertheidigen, als die, welche im

Kampf gegen Männer die sie nicht liebte, denen zu widerstehen lernte, die sie liebt. Sie hat nie ihre Kräfte versucht, nie ihre Schwäche gekannt, konnte ihr also auch nicht, wie jene, durch List und Verstellung zu Hülfe kommen. Das Staunen über die Neuheit ihrer Lage bei einem überraschenden Angriff, der Aufruhr ihrer Sinne, der Taumel ihrer Einbildungskraft, selbst der Zorn; Alles das beschäftigt sie so ganz, daß sie sich noch immer über den Angriff wundert, wenn die Niederlage bereits entschieden ist. Für solch ein Weib ist die Verführung nicht gefährlich, ein furchtsamer, bescheidener Mann wird sie ihren Pflichten nicht untreu machen; gebt ihr Zeit zu überlegen, und ihr findet sie unter den Waffen; aber ich stehe für nichts, wenn ein kühner, unternehmender Liebhaber ihre Sinne zu reizen weiß, wenn er glücklich genug ist, einen jener schwachen Augenblicke zu treffen, deren wir ach! so viele haben. Furchtbare Augenblicke! wenn die Männer euch zu errathen wüßten, wie wenige tugendhafte Weiber würde man zählen!

Wenn die Damen würklich in der Liebe nur platonische Freuden suchten, wie sie so oft vorgeben; wenn sie blos durch Geist und Herz gefallen wollten; wozu das ängstliche Bestreben, durch eine angenehme Gestalt zu fesseln?

was hat der Geist mit einer schönen Haut, einem zierlichen Wuchs gemein? welche Widersprüche! wenn man sie sieht, sollte man glauben, in ihren Augen sei Schönheit das einzige Verdienst; und wenn man sie hört, so thun sie als ob sie gar keinen Werth darauf sezten.

* * *

Es ist eine lächerliche Ungerechtigkeit, einen Liebhaber klagen zu hören, daß seine Gesinnungen nicht erwiedert werden. Ist die Liebe nicht eine unwillkührliche Laune? wofür ist die Geliebte euch Dank schuldig? hat sie euch befohlen zu lieben? kann sie dafür daß sie euren Schwindel nicht theilt? und daß euer Stolz das übel nimmt? muß sie denn gerade in derselben Minute eine Närrin werden, in welcher ihr Narren wurdet?

Uebersieht man die Männer, so sind sie ausser sich; läßt man aber nur ein Wort zu ihrem Vortheil entschlüpfen, so kann es nicht anders seyn, man muß sie lieben; ihre Eitelkeit ergreift Alles, nährt sich von Allem, und beim Licht besehn, lieben sie wenigstens nur aus Erkenntlichkeit. Wahr ists, die Weiber sind über diesen Punct um nichts besser als die Männer, und folglich ist die Galanterie ein Handel, wo Keiner im Vorschuß seyn will,

wo man sich gern dem Andern verschuldet glaubt, und der Stolz ist immer williger zu bezahlen als zu geben. Aber wie oft täuscht man sich! wie oft hat Der die ersten Schritte gethan, der nur aus Dankbarkeit zu handeln glaubt. Wenn zwei Liebende sich aufrichtig über das Entstehen und den Fortgang ihrer Leidenschaft erklären wollten, welche Bekenntnisse würden wir hören! Die Liebe ist gewöhnlich ein Geschöpf der Eitelkeit; wechselseitige Schmeicheleien sind der Keim aus welchem sie hervorsproßt. Man hat ihr die Thorheit zur Führerin gegeben, aber man sollte die Thorheit immerhin durch die Schmeichelei ablösen lassen. Nie öffnet sich das Herz einer Schönen, ehe du ihrer Eitelkeit nicht den gebührenden Tribut gezollt.

Oft wähnt man sich auch geliebt, weil geliebt zu werden ein Bedürfniß ist; gleich jenen Enthusiasten, die mit überspannter Einbildungskraft Alles sehen was sie sehen wollen, glaubt man bei Andern die nemlichen Gesinnungen zu finden, weil man sie zu finden wünscht. Wie wohl thäten die Weiber, wenn sie ihre Gefühle im Busen verschlössen, denn von der Gewißheit geliebt zu seyn, machen die Männer gewöhnlich einen sehr üblen Gebrauch. So bald die Geliebte die Rolle des Liebhabers übernimmt, kann sie darauf zählen

vernachläßigt zu werden; der demüthige Sclave wird ein Tyrann.

Es ist ein Betrug der Eitelkeit, wenn die Männer sich um ihrer Verdienste willen geliebt glauben. Wir Weiber treten in die Welt mit dem unbestimmten Bedürfniß zu lieben. Warum wir gerade Diesen oder Jenen vorziehen? davon können wir keine Ursache angeben, und oft würden wir erröthen, wenn wir es könnten. Man sezt sich zu Tische, und hat mehr Appetit zu dieser als zu jener Schüssel, aber wer kann sagen warum? Durch die Verdienste des geliebten Gegenstandes wird eine Wahl beschönigt, aber nie bestimmt. Man liebt immer nur um sein selbst willen, man sucht nur sein eignes Glück. Laune, Eitelkeit, Temperament, Langeweile, das Bedürfniß einen Menschen um sich zu sehen, den unsere kleinen Vollkommenheiten entzücken; sehet da die ersten Keime unserer Liebschaften. Der Zufall bietet uns einen Gegenstand dar; wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht. Also, meine Herren, mäßigen Sie Ihren Stolz, denn Sie sind gewöhnlich nur die Werkzeuge unserer Vergnügungen, oder die Spielwerke unserer Launen.

Was ist lächerlicher als die Art und Weise, wie die meisten Liebenden mit einander umgehen! Der geringfügigste Zufall ist von der

ernsthaftesten Wichtigkeit und die kleinste Wolke trägt Sturm in ihrem Schoose. Ist der Schönen ein Blick auf einen andern Schäfer entschlüpft, ha! welch' ein Zorn entflammt die Augen des begünstigten Liebhabers! Staatsumwälzungen werden nicht mit mehr Würde behandelt, als der Krieg den sich beide erklären. Beissende Vorwürfe, stachlichte Komplimente, spizige Empfindlichkeiten; man verläßt sich schmollend; sauersüsse Billets fliegen hin und her, Kammermädchen unterhandeln, Freunde schlagen sich ins Mittel, es werden Bedingungen entworfen, verworfen, vermindert, vermehrt und verbessert. Man sollte glauben, es beträfe die Wohlfahrt zweier Republicken. Ich habe auch geliebt, (denn wer hat nicht Einmal in seinem Leben diese Thorheit mit gemacht?) und wenn nun eine solche ernsthafte Zänkerei uns recht ernsthaft beschäftigte, wenn Jeder von uns seine Rechte und Gründe, mit demjenigen feierlichen Anstand vortrug, der sich bei so wichtigen Dingen geziemt; so widerfuhr es mir zuweilen, daß ich genau Achtung gab, auf das w a s wir sagten, und auf den Ton w i e wir es sagten; plözlich ergriff mich dann eine unwiderstehliche Lust zu lachen, ich war nicht mehr Herr über mich, ich plazte aus — welche Unschicklichkeit! man denke, wie die Amtsmine meines Liebhabers

sich noch mehr in Falten legte! aber ich konnte mir nicht helfen, je feierlicher er wurde, je unmäßiger mußte ich lachen, und es blieb ihm am Ende nichts Anders übrig, als mit zu lachen. — War das nicht das vernünftigste? wenn man doch Einmal eine Thorheit begehen muß, so sei sie wenigstens nicht von schwarzer Farbe, sonst macht man nur sich und Andern Langeweile.

Man klagt über die Verstellungskünste der Weiber. Mein Gott! Alle würden aufrichtig seyn, wenn das das Mittel wäre den Männern zu gefallen. Aber nichts weniger! nur Schwürigkeiten entflammen; man ist gewahr worden, daß, um der Liebe einen grösseren Reiz zu geben, Ein Theil versagen müsse, was beide Theile gleich heftig wünschen. Aber die Männer haben sich die leichteste Rolle ausgesucht; wir armen Geschöpfe hingegen müssen unsere ganze Ehre darein sezen, unsere Gesinnungen so fein als möglich zu verbergen; und ertappen wir uns etwa gar auf einem nicht ganz geistigen Gefühl, so müssen wir uns schämen, und mit der größten Anstrengung dergleichen contrebande Empfindungen unterdrücken. Wir thun das auch oft mit kindischer Aufrichtigkeit, so wie ein hübsches Mädchen häßliche Zähne zu verbergen sucht; es wird den Mund nicht gern aufthun, wenn es auch

ganz allein ist, und durch die lange Uebung vor sich und vor Andern einen Fehler zu verstecken, vergißt man ihn endlich in der That.

Es wäre nicht einmal gut, wenn beide Geschlechter sich immer zeigten wie sie würklich sind. Man ist überein gekommen, Komödie zu spielen, würde man nun seine wahren Gesinnungen zeigen, so würde man aufhören Schauspieler zu seyn. Die nackende Natur ist nicht immer schön. Geniesset den Zauber, ohne zu forschen, wie und warum er würkt. Wer die Liebe zergliedert will geheilt seyn. Psyche verlohr ihren Amor weil sie ihn kennen wollte.

Wenn eine Frau die Gelegenheit zu Erklärungen vermeidet, wenn sie Alles was der Liebhaber thut, um ihr zu gefallen, kaum zu bemerken scheint, wenn sie die faden Schmeicheleien eines Dritten mit Freundlichkeit beantwortet, so bald sie hingegen mit ihm spricht, ernsthaft und zerstreut ist; wenn sie die Aeusserungen seiner Zärtlichkeit in Scherz verdreht, oder dem Gespräche eine andere Wendung giebt; so beweißt Alles das weiter nichts, als daß sie — verliebt ist. Wozu eine umständliche Erklärung? Geliebt zu seyn, davon überredet sich eine Frau weit leichter durch das was sie erräth, als durch das was man ihr sagt. Man will nichts hören, weil man schon vorher weiß, was man hören wird. Wollte

man die Männer reden lassen, so würde man gezwungen seyn böse zu werden, und das will man vermeiden. Ein wenig mehr Dreistigkeit von Seiten des Liebhabers, würde beiden viel Zwang ersparen. Herr ** pflegte zu sagen: „ein ehrlicher Mann darf wohl wie ein Unsinniger verliebt seyn, aber nie wie ein Narr.“ Das heißt aber nicht, man müsse die Kühnheit zu weit treiben. Um mit Erfolg kühn zu seyn, muß man vorher das Recht dazu erlangt haben, und den Augenblik gut zu wählen wissen. Das ist nicht leicht, ich gestehe es. Uebereilung und Saumseligkeit sind gleich gefährlich. Es giebt keine absolute Verwegenheit, sondern sie ist immer relatif nach dem Grad der Tugend, den eine Frau zu besizen glaubt. Montaigne hat ganz Recht zu sagen: „Die giebt oft mehr die weniger zu geben scheint, weil das Wenige ihr mehr kostet, als der Nachbarin ihr Alles.“

Man hüte sich, eine Frau anzugreifen, von welcher geliebt zu seyn man nicht gewiß ist. Nichts schmeichelt unserer Eitelkeit mehr, als die Gelegenheit unsere Tugend glänzen zu lassen im Kampfe mit einem Manne den wir nicht lieben. Wehe dem Verwegenen! den wir zum Opfer erkiesen unsern guten Ruf zu befestigen. Welches Vergnügen einen schim-

mernden Sieg davon zu tragen, der unserm Herzen nichts kostet.

Hingegen giebt es eine gewisse Schüchternheit des Liebhabers, die selten ihren Zwek verfehlt. Wenn aus jedem seiner glühenden Blicke die Leidenschaft spricht, und er doch dabei sich alle Mühe zu geben scheint, sie zu verbergen; so ist dieses Paaren von Liebe und Ehrfurcht doppelt schmeichelhaft für die Geliebte, denn das Eine ist ein Opfer ihren Reizen gebracht, uud das Andere ein Tribut, ihrem Stolze bezahlt. Manche, die am zartesten empfinden, gewähren lieber dem, der nichts zu fordern wagte; es macht ihnen Vergnügen ihm Zutrauen einzuflössen; mißbraucht er es in der Folge, so fühlen sie sich weniger beleidigt, denn seine Kühnheit ist ihr eigenes Werk. — Die Weiber wollen, man soll sie unüberwindlich glauben, aber doch nie so handeln, als ob man es glaubte. Sie wollen weder durch den übelgewählten Zeitpunct einer Verwegenheit, zum Zorn, noch durch eine übertriebene Furchtsamkeit zur Ungeduld gereizt werden. Es giebt keine, die sich nicht Schwachheiten erlaubte, aber das Meisterstück der Kunst ist, tausend feine Entschuldigungen dafür zu finden, um sich Vorwürfe zu ersparen. Sie verlangen eine gefällig schonende, aber keine alberne unthätige Ehrfurcht. Da

von der erstern Gattung ist für uns das, was die holde weibliche Schaamhaftigkeit für die Männer ist: ein Reiz mehr, ein liebliches Hinderniß unserer Freuden, der Sieg erhält dadurch einen neuen Werth. Begehre nichts, zeige das brennendste Verlangen zu erhalten, und die schüchternste Blödigkeit dieß Verlangen laut werden zu lassen, so gewinnst du Alles.

Indessen lassen sich in der Liebe durchaus keine Regeln festsezen. Es giebt wieder Augenblicke, wo man dadurch nichts gewinnen würde, und wo die Weiber lieber kühn und rasch überrumpelt seyn wollen. Glüklicherweise verstehen die Männer selten solche Augenblicke zu nuzen, und ihre Ungeschicklichkeit rettet mehr Herzen, als die weibliche Tugend. Je mehr Schüchternheit man in solchen Fällen uns zeigt, je mehr begehrt unser Stolz; je mehr Achtung man für unsern Widerstand hat, je mehr fordern wir. Gern würden wir euch zurufen: „Ums Himmelswillen! glaubt uns doch nicht so schrecklich tugendhaft! ihr werdet es endlich dahin bringen, daß wir es würklich seyn müssen.“

Wenn man hingegen uns stuffenweise an den Gedanken gewöhnt, daß man uns nicht mehr gleichgültig glaubt, wenn man von unserer Gegenliebe überzeugt scheint, so erlangt

man sie würklich nicht selten dadurch. Aber wenn die furchtsame Bescheidenheit uns ewig zuruft auf unserer Huth zu seyn, so ist es am Ende nicht mehr unser Herz, nicht mehr unsere Tugend die wir vertheidigen, sondern der Stolz allein kämpft mit Waffen, die ihr selbst ihm in die Hände gebt, und der weibliche Stolz ist euer gefährlichster Feind. Man überrede uns nur, daß man nach dem Siege uns nicht weniger hochachten werde, so ergeben wir uns ohne Murren.

Die Weiber halten sich nicht bei Definitionen und gründlichen Untersuchungen auf, aber sie fühlen, und ihr Gefühl ist richtig, es dient ihnen statt aller tiefsinnigen Beobachtungen, es ist eine Art von Instinct, der sie von der Gefahr benachrichtigt, und sie eben so sicher leitet, als die aufgeklärteste Vernunft.

Wenn eine Frau vor dem Nahmen Liebhaber erschrickt; wenn sie ihn versichert, sie werde ihn recht sehr hochschäzen, im Fall er vernünftig seyn, und sich mit ihrer Freundschaft begnügen wolle; so muß er darüber nicht mit ihr streiten, denn der Nahme thut nichts zur Sache, und die Liebe ist in solchen Fällen bereits vorhanden. Wenn sie an seiner Aufrichtigkeit zweifelt, seinen Unbestand fürchtet, alle Männer falsch und treulos schilt, und deshalb nie lieben will; so ist die Liebe auch nicht

weit mehr. Ueberhaupt ist der Vorwurf der Falschheit, welchen man den Männern so oft macht, höchst ungerecht, denn ich bin fest überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo sie Liebe schwören, sie es immer aufrichtig meynen. Sie verlieben sich in ein Weib, das heißt, sie fühlen das Verlangen es zu besizen, ihre glühende Einbildungskraft leiht diesem Besiz einen zauberischen Reiz und eine ewige Dauer. Daß diese Glut einst verlöschen könne, scheint ihnen unmöglich; sie schwören, daß sie nie aufhören werden uns zu lieben, sie schwören es mit dem redlichsten Herzen; daran zweifeln, hiesse sie tödtlich beleidigen; indessen versprechen sie doch mehr als sie halten können, und erschrecken selbst nicht wenig, wenn sie merken daß sie kälter werden, und sind gutherzig genug sich Vorwürfe darüber zu machen. Noch eine Zeitlang halten sie aus, zwingen sich wie vormals von einer Liebe zu sprechen, die sie nicht mehr fühlen, und wenn sie sich lange genug gemartert haben, so entschlüpfen sie, werden unbeständig, und meinen es doch eben so ehrlich, als damals da sie schwuren ewig zu lieben.

Nie behandelt eine Frau ihren Liebhaber nachläßiger, als wenn sie ihn allzuverliebt glaubt, um ihr entschlüpfen zu können. So steigert der Krämer seine Waaren, wenn er

merkt, daß man grosse Lust hat sie zu kaufen. Mäßigt daher eure Leidenschaft, zeigt deren weniger um desto mehr zu erwecken. Wir fühlen den Werth eines Gutes nur in dem Augenblicke, der uns mit dessen Verlust bedroht. Kleine Verstellungskünste sind nothwendig zum Glük zweier Liebenden, ja zuweilen ist es sogar nicht übel, ein wenig Bösewicht zu seyn; und wenn es gleich in allen andern Fällen besser seyn mag, die Rolle des Betrogenen, als die des Betrügers zu spielen, so werden doch in der Liebe nur die Dummköpfe betrogen, und die Betrüger haben immer die Lacher auf ihrer Seite.

Was ich oben gesagt gilt aber nur bei einer Frau von Welt; bei der Novize ohne Erfahrung hingegen, wagt man nichts, die ganze Stärke seiner Leidenschaft zu zeigen. Sie wird ihre Dankbarkeit nach der Grösse des Eindrucks abmessen, den ihre Reize machten, eure Liebe wird der Thermometer der ihrigen seyn.

* *
*

Soll ich die Eifersucht definiren? sie ist nichts anders als der Schmerz, sehen zu müssen, wie die Verdienste eines Andern auf ein Herz Eindruck machen, welches zu besitzen wir uns allein würdig glauben. Also Eitelkeit! Gern würde man als ersten Beweiß der Liebe

eine gänzliche Entfernung, eine auffallende Gleichgültigkeit gegen alle andere fordern; nur für den Geliebten sollen wir Augen haben, nichts auf der Welt werth finden, mit ihm verglichen zu werden. Aufhören geliebt zu seyn, ist ein Unglück, das oft nur aus einer blossen Laune entspringt; aber durch einen Andern verdrungen werden, welche Demüthigung! Man tröstet sich allenfalls über das Eine, das Andere verzeiht man nie. Das macht, Jenes verwundet nur die Liebe, und dieses die Eitelkeit.

Es ist sehr unbesonnen, eine solche Furcht sich auch nur merken zu lassen, denn man gewöhnt dadurch die Geliebte an den Gedanken, daß es möglich sei untreu zu werden, und wenigstens wird sie von dem Augenblicke an sich ein Verdienst aus ihrer Treue machen. Zeigt man hingegen eine vollkommene Sicherheit, so wird der Gedanke, einen Andern lieben zu können, im Keim erstickt. „Wer seiner Sache so gewiß ist, der muß das wohl verdienen allen Andern vorgezogen zu werden.“ Das ist die Logic der Weiber. Ein Herz das man nur durch Zwang und Vorwürfe an sich fesselt, kann es einen feinfühlenden Mann beglücken? ich irre mich: kann man auf diese Art ein Herz fesseln?

* * *

Es ist drollig, daß die Männer oft so hartnäckig darauf bestehen, das wörtliche Bekenntniß: ich liebe Sie von unsern Lippen zu hören. Wozu das? man muß gerade umgekehrt einer Frau die Fortschritte ihrer Neigung verheelen; sie muß lieben, ehe sie noch es sich selbst gesteht. Wir wollen durchaus nicht sagen: ich liebe Sie, eben weil wir fühlen daß wir lieben. Wir thun übrigens alles mögliche, um es euch merken zu lassen, und wie Manche gewährt bedeutende Gunstbezeugungen, ehe sie dieses fürchterliche Wort ausspricht. Das ich liebe Sie ist freilich an sich selbst kein Verbrechen, aber wir erschrecken vor den Folgen, wir fühlen recht gut, wozu es uns verbindet. Die Hartnäckigkeit der Männer, dieß Geständniß zu erpressen, ist übrigens abermals Eitelkeit; auch das fühlen wir, und es empört uns; denn so nachsichtsvoll wir gegen jede Thorheit sind, die aus Leidenschaft entspringt, so unerbittlich sind wir, wenn unsere Eigenliebe mit der männlichen zusammen trifft. Mit einem Worte: nicht die Geständnisse sind würklich schmeichelhaft, welche wir machen, sondern nur die welche uns entwischen.

* * *

Wenn eine Frau, ihrem Liebhaber zu gefallen, einen Nebenbuhler aufopfert, so ist der Sieger im Taumel des Entzückens, er hält es für einen entscheidenden Beweiß seiner Vorzüge; und was hat denn die Frau eigentlich gethan? Liebte sie diesen Nebenbuhler, und konnte ihn dennoch aufopfern, so hat sie aufgehört ihn zu lieben; wo ist dann der schmeichelhafte Vorzug? Liebte sie ihn aber nicht, so hat es ihr ja noch weniger gekostet, und in beiden Fällen hat also der begünstigte Liebhaber den Sieg über einen Menschen davon getragen, der ihr gleichgültig war, den sie vielleicht gar haßte.

* * *

Immer wird eine Frau von zwei unvereinbaren Leidenschaften hin und her geworfen, nemlich von der Begierde zu gefallen, und der Furcht ihren guten Ruf zu verlieren. Daher freuen wir uns, wenn wir eine Gelegenheit finden, andere Weiber zu demüthigen, sie die Macht unserer Reize sehen zu lassen; daher lieben wir die Unbesonnenheiten, welche unsern Liebhabern in grossen Gesellschaften entschlüpfen: er war nicht Herr über sich, unsere Schönheit machte ihn alle Convenienzen ver-

gessen, wir zürnen zum Schein darüber, aber im Grund überzeugt uns das inniger von seiner Liebe, als die Ehrfurchtsvollste Bescheidenheit, wodurch unsere Reize in den Augen der Welt nichts gewonnen hätten. Aber freilich wird diese Freude durch manche Bitterkeit vergiftet, denn die Welt macht keinen Unterschied zwischen einer Frau, die da erlaubt daß man sie liebe, und einer solchen die den Liebhaber belohnt. Indessen wird zwar allein und bei kaltem Blute eine vernünftige Frau immer ihren guten Ruf dem Ruhm ihrer Reize vorziehen; aber Nebenbuhlerinnen gegenüber, die ihr den Preiß der Schönheit streitig machen, opfert sie lieber den Erstern zu Gunsten des leztern auf. Sollte der stürmische Liebhaber sie auch tausendmal compromittiren, das Vergnügen sich vorgezogen zu sehen, überwiegt Alles. Nach und nach wird sie seine Anhänglichkeit belohnen, sie wird glauben aus Erkenntlichkeit zu handeln, sie will nicht undankbar scheinen, und siehe da sie liebt.

Indessen sollten die Männer klüger seyn als wir, sie sollten bedenken, wie sehr sie uns durch ihre Unbesonnenheiten Preiß geben. Und wir, wir sollten bedenken, daß nicht eigentlich der Augenblick, in welchem wir uns ohne Rückhalt unserer Zärtlichkeit überlassen, unserm Rufe schadet; sondern daß wir ihn vielmehr

im Kleinen verschwenden, durch alle die Unvorsichtigkeiten welche wir uns erlauben, so lange wir noch an der Aufrichtigkeit der Gesinnungen unsers Liebhabers zweifeln. Alle Welt sieht und hört das. So bald aber zwei Liebende einig sind, so bald verbergen sie ihre gegenseitige Neigung geschickt genug. Nur Schade daß dann die Welt nicht vergessen will, was sie vormals sah und hörte, und so — man bewundere doch das Launenhafte in allen diesem — so leidet der Ruf gerade nur durch das, was man vormals that ihn zu erhalten; gerade in der Zeit gieng er verlohren, wo die unbesiegte Tugend noch wacker kämpfte. Wäre es darum nicht besser sich gleich zu ergeben? wäre es dann nicht weit leichter die böse Welt zu täuschen?

An die sogenannte Tugend einer Frau glaube ich nur dann, wenn sie nie, oder doch nur ungeschickt angegriffen wurde, wenn sie kein Temperament hat, keine heftige Leidenschaft kennt, keine Freiheit genießt, und einen liebenswürdigen Ehemann besizt. Weit entfernt, stolz auf diese Tugend seyn zu können, weiß man ja nicht einmal, ob man sie auch würklich hat? Kann man einen Menschen tapfer nennen, der sich nie herumschlug? Nur die Versuchung giebt unserer Tugend das Daseyn, wie die Gefahr dem Muthe. So lange man

den Feind nicht kennt, ist er nicht fürchterlich, wer kann errathen, wie stark der Widerstand seyn muß? Wenn also eine Frau sich mit ihrer Tugend schmeicheln will, so muß weder die günstigste Gelegenheit, noch die zärtlichste Liebe, noch die Gewißheit des Geheimnisses, noch die unbegrenzteste Achtung, das vollkommenste Zutrauen zu ihrem Liebhaber, Alles das muß nicht im Stande seyn sie zu erschüttern. Sie hat noch nichts gethan, wenn sie der Liebe widerstand ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Gelegenheit.

Steht es in unserer Macht uns den oder jenen Körperbau zu geben? steht es in unserer Macht eine heftige Leidenschaft zu verhüten, oder alle Begegnisse unsers Lebens so einzurichten, daß wir uns nie mit einem Liebhaber allein finden, den wir anbeten, der seine Vortheile kennt und zu benuzen weiß? Können wir dafür stehen, daß seine vielleicht unschuldigen Liebkosungen unsere Sinne nicht in Aufruhr bringen? Vermag das Eisen dem Magnet zu widerstehen? Dankt dem Himmel daß er euch nie in solche verführerische Lage sezte, aus welchen ihr euch nicht besser gewickelt haben würdet als Andere eures Gleichen. Dankt dem Himmel, aber werdet nicht übermüthig.

Der größte Beweiß, wie wenig Selbstständigkeit die weibliche Tugend hat, ist die Vorsicht welche eine tugendhafte Frau anwendet, um die Gefahr zu vermeiden. Sie hütet sich vor der geringsten Kleinigkeit, weil sie weiß wie weit Kleinigkeiten oft führen, und weil es leichter ist, durch äussere Strenge den Männern die Lust zum Angriff zu benehmen, als ihren Angriffen zu widerstehen. Warum verläßt sich denn eine sorgsame Mutter nicht auf die fromme Erziehung, welche sie ihrer Tochter gab? nicht auf die Grundsäze welche sie ihr einflößte? nicht auf die Furcht vor der Schande? sie weiß recht gut, daß Alles das nicht hinlänglich ist, darum bewacht sie sie sorgfältig, und läßt sie nicht aus den Augen; sie raubt ihr die Möglichkeit der Versuchung zu unterliegen. Aber hat ein gefesselter Sklave Dank verdient, wenn er nicht davon läuft?

In welcher Klasse findest du die Freudenmädgen? in der, die nicht reich und nicht glücklich genug war, um die Tugend unaufhörlich hinter Bollwerken zu verschanzen; die den kühnen Angriffen der Männer leichter und öfter ausgesezt blieb; die weder durch Erziehung noch Beispiel, weder durch Stolz noch das Verlangen sich in der Welt zu etabliren, geschüzt wurde. Ein paar Stufen niedriger, so wärest du dieses Mädgen gebohren, auf

welches du jezt mit Verachtung herabblickst; und vielleicht wird alle erborgte Hülfe in wenig Tagen auch deine Tugend nicht mehr schüzen, du wirst verächtlicher werden als Jene, weil du mehr Mittel hattest, deinen Fall zu verhüten.

So wahr auch dieß Alles seyn mag, so ist es doch immer besser, daß die Weiber fortfahren sich zu überreden, ihre Tugend sei ihr eignes Werk, denn mit diesem süssen Wahn, würde man ihnen das Interesse rauben, welches man immer für Geschöpfe seiner Einbildungskraft hegt. Wer wird überhaupt einen Soldaten zur Schlacht anfeuern, durch die Versicherung, daß er geschlagen werden wird?

Was die Weiber ohne Temperament betrift, so hat man ihnen freilich nichts vorzuwerfen; man kann sie aber auch unmöglich loben, man muß sich damit begnügen ihnen Glük zu wünschen.

Wem diese Säze mißfallen; wer da glauben könnte, meine Kezereien wären gefährlich; der erinnere sich jenes berühmten Gesezgebers, welcher kein anderes Mittel wußte, um die Würkung der weiblichen Reize auf seine Mitbürger zu schwächen, als sie nackend darzustellen. Freilich habe ich den Gözen zerbrochen, dem die Weiber huldigten; ich kann es nicht leiden, daß sie Gott und das Schicksal

anklagen, daß sie von einem unbezwinglichen Hang des Herzens reden, von einer Sympathie, über welche man nicht Meister sei, u. s. w. Aber was that ihnen auch die arme Menschheit? warum gehen sie so geflissentlich an ihr vorbei, und schweben hinauf bis in den dritten Himmel, um dort das Triebrad ihrer Schwachheiten zu suchen? Laßt uns fein demüthig auf der Erde bleiben, da finden wir es, und da ist es auch an seiner rechten Stelle.

Man sollte, die Liebe betreffend, der weiblichen Erziehung durchaus eine andere Richtung geben. Was nuzt es daß man die Mädgen betrügt? daß man ihnen die nemliche Furcht vor der Liebe einzuflössen sucht, wie vor Gespenstern? nur so lange man klein ist glaubt man an Gespenster. Man schildert ihnen die Männer als Ungeheuer von Falschheit und Treulosigkeit; nähert sich nun ein Jüngling mit Bescheidenheit, Ehrfurcht und Zärtlichkeit, so gleichen die Empfindungen, welche dieses Ungeheuer erweckt, keinesweges dem empfohlenen Abscheu; das Mädgen merkt daß sie betrogen worden, daß man die Sache übertrieben, und von dem Augenblicke an verliert sie alles Zutrauen zu ihrer Mutter, Gouvernante, oder wer ihr sonst das alberne Zeug in den Kopf gesezt hat.

Man hintergeht die armen Mädgen noch auf eine andere Art, und unglücklicherweise ist man beinahe dazu gezwungen: man vermeidet nemlich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, sie auch nur von ferne errathen zu lassen, daß man sie von Seiten ihrer Sinnlichkeit angreifen wird, und daß diese Angriffe die gefährlichsten für sie sind. Man redet immer mit ihnen als ob sie entkörperte Wesen wären. Was entsteht daraus? da sie die Art des Angriffs nicht voraussehen konnten, so sind sie im Augenblick der Gefahr waffenlos. Wie konnten sie vermuthen, daß ihr furchtbarster Feind gerade derjenige sei, von dem man ihnen nicht ein Wort gesagt hat? — Nicht vor den Männern sollte man ihnen bange machen, sondern vor sich selbst.

Habe ich denn also Unrecht, den Weibern zu predigen, daß die Liebe nur ein physisches Bedürfniß sei? stifte ich nicht vielmehr offenbar Gutes dadurch? denn ich benachrichtige den Kommendanten einer Festung, daß der Feind nicht da Sturm laufen wird, wo er seine stärksten Werke angelegt hat; daß er überhaupt die Belagerer wenig fürchten darf, daß aber seine eigenen Leute ihn verrathen werden.

Ich selbst zähle eine Menge Liebhaber, sie haben mich nie getäuscht; ich wußte sehr gut, daß wenn mein bisgen Geist und Herz auch

würklich dazu beigetragen hatten, sie zu fesseln, diese Eigenschaften doch nur ihrer Eitelkeit schmeichelten. Im Grunde waren sie verliebt in mich, weil ich hübsch bin, und sie Begierden hatten. Auch räumte ich ihnen nie mehr als den zweiten Plaz in meinem Herzen ein, der Erste war immer für meine Freunde. Die Liebe würdigte die Männer in meinen Augen herab, und nie konnte ich mich überreden, daß ein Liebhaber wahre Achtung für eine Frau empfinden könne, die seine Sinnlichkeit gereizt hatte.

Ich unterbreche hier diese oft wahren, oft täuschenden, immer feinen Bemerkungen, um den Kindern meiner Laune nicht den Vorzug der Abwechslung zu rauben, vielleicht den Einzigen den sie besizen. Den Beschluß liefere ich im vierten Bande.

Das Wasserbecken und die Quelle.

Ein reicher Mann ließ ein Wasserbecken in Marmor hauen. Nicht weit davon schlängelte sich eine kleine Quelle durch die Wiese. „Du armes Ding!“ sagte das Wasserbecken: schämst

du dich nicht vor deinem mächtigen Nachbar? Sieh, welch' eine weite Fläche mein Gewässer einnimmt, indessen du schmal und krumm dahin schleichst. Sieh, wie Marmorbüsten meinen Rand zieren, indessen kaum ein paar elende Wiesenblumen dein Ufer schmücken."

„Du hast Recht, versezte die Quelle: aber mein Wasser fließt immer hell und klar, indessen das Deinige steht und fault. Meine Wiesenblumen habe ich selbst erzogen, die Marmorbüsten hat man dir hingestellt."

So höhnt der pedantische Vielwisser den bescheidenen Dichter. Jener trug aus hundert Foliobänden seine Gelehrsamkeit zusammen; dieser erzog vielleicht nur ein Wiesenblümgen. Jener ist das Wasserbecken, aber das Genie ist die Quelle.

Der schöne Minnesinger.

Eine wahre Geschichte.

Ihr guten alten Rittergüter! du schöne romantische Vorwelt! wo die Liebe in der Provence ihren eigenen Gerichtshof hatte, der mit Geheimnißvollen Ceremonien jedes süsse

Wort, jede kleine Gunstbezeugung abwog; goldene Zeit, wo man die Geliebte um eines sauren Gesichts willen vor einem Parlament verklagen konnte, das, weil auch Frauenzimmer Siz und Stimme hatten, troz der Schönheit der Beklagten, unbestechbar blieb. Immer und überall ist das Wesen der Liebe sich gleich, nur daß die Jahrhunderte, ein Jedes nach seiner Art, an der Form künsteln. Wer eine Reihe von Jahrhunderten in Rücksicht der Liebe und Sitten überschaut, dem gewährt sie den nemlichen Anblick, welchen eine Reihe von Menschen ihm darbietet, deren Jeder sich nach seiner Phantasie gekleidet hat. Hier steht ein altes Müttergen in hohe Kragen vermummt, und dort eine junge Dirne mit ganz entblößtem Busen; hier ein geschraubter Herr mit einer Alongenperücke, und dort ein Philantropist mit rund geschnittenem Haar.

Wer kennt nicht die Troubadours, jene Dichter der Liebe, einst eine Zierde jedes Hofes, und willkommen in jeder Stadt. Viele grosse Herren wurden Troubadours, und selbst Könige dichteten Lieder, die man vermuthlich immer sehr schön fand. Die Gabe zu lügen galt, und gilt immer noch, für eine grosse Empfehlung bei Hofe, doch damals mußte man in Versen lügen können; und auch das war noch nicht genug, denn um auf den Nah-

men eines braven Troubadours Anspruch zu machen, mußte man die gereimten Lügen mit Anstand und einer angenehmen Stimme abzusingen verstehen. Gleich dem Homer giengen sie, die Leier in der Hand, von Ort zu Ort, und sangen ihre Lieder; aber der alte blinde Homer gewann bei seinen göttlichen Gesängen kaum einen Bissen Brod, da hingegen die Troubadours oft ein glänzendes Glück durch Gedichte machten, deren ganzer Vorzug Natur und Anmuth war, zuweilen durch ein wenig Spott gewürzt.

Savary de Mauleon, ein Jüngling von hohem Stande aus Poitou gebürtig, und ein ausgezeichneter Troubadour, erschien im Gefolge des Grafen von Provence, dessen Hof die Wiege jener Gattung von Dichtkunst war, und wo alle diejenigen eine gastfreie Aufnahme fanden, welche sich darinn hervorthaten. Blos durch Wiz und Galanterie wollte Savary glänzen, drum verbarg er seinen Nahmen, und nannte sich Fringaire, ein Wort, welches in der Sprache der Provensalen einen Liebhaber bedeutet. Man sezte bald das Beiwort schön hinzu, und er hieß überall der schöne Fringaire.

Der Graf von Provence liebte ihn; es war keine Dame am Hofe, die nicht von ihm besungen zu werden wünschte. Mit einer rei=

zenden Stimme verband er eine angenehme Gestalt, sein Gesicht war rund und braun, sein Haar schwarz, seine Schultern breit, und sein Anstand männlich. Keine Schöne fand diese Nebendinge überflüßig, und wenn man ihn sah, vergaß man oft den Wunsch ihn zu hören.

Er besang die Gräfin von Provence. Er redete mehr als Einmal öffentlich im Gerichtshof der Liebe, und erndete allgemeine Bewunderung. Man bot ihm die ersten Stellen unter den Gliedern jenes Gerichtshofes an, die eben so einträglich als Ehrenvoll waren. Er schlug Alles aus, trozte auf seine Freiheit, und wollte nie andere Fesseln tragen, als die seiner Dame. Ein solches uneigennüziges Verfahren ließ seine hohe Geburt vermuthen, man zischelte sich ins Ohr, er sei ein Königs oder Fürstensohn, der nur sich selbst und den Damen zu gefallen Troubadour geworden, und der sich zu erkennen geben werde, so bald er die Geliebte seines Herzens gefunden. Dieses Gerücht vermehrte seinen Ruf, seine Lieder schienen noch besser als vorher; alle Minnesinger wurden seine Nebenbuhler, und alle Damen liebäugelten mit ihm; jene suchten ihn zu verschreyen, und diese zu fesseln. Die Schönen, welche er besang, haßten sich von ganzem Herzen unter einander. Es entstanden

Spaltungen im Gerichtshofe der Liebe, und Factionen im Parlament. Die Urtheile wurden nicht mehr einstimmig gesprochen, denn die Weiber waren immer auf seiner Seite, und die Männer immer gegen ihn. Man will sogar behaupten, er habe seinen Credit mißbraucht, und zuweilen Entscheidungen bewürkt, über die er nachher selbst lachte.

Aber auch seine Stunde war gekommen. Er sah Marien von Sicilien, eine Tochter Roberts mit dem Zunahmen der Gute und Weise, der damals Graf von Provence war; er sah und liebte sie. Gern hätte er es ihr gesagt, aber Esclarmonde de Foix, die Tante der Prinzeßin, welche den schönen Fringaire mit ihrer besondern Zuneigung beehrte, wußte eine nähere Erklärung immer zu verhindern, und brachte durch ihre aufgedrungene Gesellschaft den guten Minnesinger nicht selten zur Verzweiflung.

Mariens Frühling hatte kaum begonnen. Ein schlankes Mädgen, mit grossen blauen Augen, eine Rosenknospe statt des Mundes, und Perlen statt der Zähne. Sie wußte, daß ihr Aschfarbiges Haar lang und schön war, daher ließ sie es gern in wallenden Locken um ihre Schultern flattern, eine Mode die alle Damen am Hofe, mit langen und kurzen, schlichten und krausen Haaren ihr bald nach-

machten. Die Schönheit ihres Geistes glich den Reizen ihres Körpers. Marie erhielt Siz und Stimme im Gerichtshof der Liebe, und Niemand wußte besser als sie zu rechter Zeit Beifall zu lächeln, wenn etwas schön und fein Gedachtes gesagt wurde.

Ihr Liebhaber vertheidigte, um ihr zu gefallen, vor dieser ehrwürdigen Versammlung manchen auffallenden Saz; er bewieß zum Beispiel, daß ein kleiner Fuß — (Marie hatte den niedlichsten Fuß in der ganzen Provence) der anziehendste Reiz eines Mädgens sei; daß man die Blondinen den Brünetten vorziehen müsse, weil ein schwarzes Auge immer Härte und Unbestand verrathe; daß fliegendes Haar schöner schmücke, als Diamanten und Perlen, u. s. w. Er wußte seine Behauptungen immer auf scheinbare Gründe zu stüzen, und mit Wiz und Laune zu verzieren; jedoch Anwendungen zu machen erlaubten sich höchstens seine Blicke, und seine Blicke wurden verstanden. Schade daß wir den größten Theil dieser seltenen Abhandlungen eingebüßt haben! begeistert durch Liebe, und angefeuert durch den Wunsch zu gefallen, was mußte er nicht leisten! — O ja, er leistete so viel, daß Graf Robert und Esclarmonde darob in Wuth geriethen. Der Eine wollte ihn von seinem Hofe verbannen, und die Andere verlangte gar, man solle ihn

ins Gefängniß werfen. Es fehlte wenig, so hätte man ihn einem andern Gericht übergeben als dem Gerichtshof der Liebe.

Was war dabei zu thun? Savary sann auf Mittel Esclarmonden zu besänftigen. Der Vorzug, welchen er den blauen Augen gab, hatte sie nicht beleidigen können, denn ihre Augen waren von gar keiner Farbe, und es mußte ihm leicht werden, sie zu überreden, daß sie blau wären. Glücklicherweise hatte sie auch einen kleinen Fuß. Freilich hatte dieser Fuß eigentlich eine runde Gestalt, und war eben so dick als lang, aber wie leicht konnte nicht ihre Eitelkeit Savarys Lob auf sich ziehen. Er versuchte es, dieser Eitelkeit die gewünschte Richtung zu geben, und es gelang ihm.

Esclarmonde war entzückt den schönen Fringaire zu ihren Füssen zu sehen, sie wollte die Macht ihrer Reize durch Geschenke verstärken, und ließ einen kostbaren goldenen Becher bringen, in welchen der Künstler die Liebe Titons und Aurorens gegraben hatte. Aber ach! gerade in dem kritischen Augenblicke, als sie ihm diesen Becher überreichte, trat ihre Nichte herein; die Tante entfärbte sich, ihre Hand bebte, der Becher entschlüpfte ihr, und fiel zu Boden. Marie und Savary bückten sich zu gleicher Zeit ihn aufzuheben, und bei dieser Gelegenheit berührte Mariens Hand die des

glücklichen Liebhabers. Ob es mit Vorsaz geschehen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Nebel des grauen Alterthums ruht auf dieser Begebenheit, und wer könnte die Wahrheit bestimmen, wenn es auch gestern Abend geschehen wäre. Mit mehrerer Gewißheit hat die Geschichte uns den Umstand aufbewahrt, daß der Troubadour, mehr verliebt als klug, im Taumel des Entzückens aus dem Saale stürzte, und auf der Stelle ein Gedicht verfertigte, in welchem er die Frage aufwarf: welcher von dreien Liebhabern der Beglückteste sei? Der einen günstigen Blik von seiner Schönen erhalten? oder dem sie die Hand gedrückt? oder dessen Fuß sie berührt? Das waren die Gegenstände, auf welche unsere guten Vorfahren ihre Metaphysic einschränkten. Die lezte Frage bezog sich auf einen seligen Augenblick, da Marie, in Gegenwart des ganzen Hofes an dem Troubadour vorbeischlüpfte, und auf eine etwas gezwungene Art ihm auf den Fuß trat. Sie machte freilich Entschuldigungen darüber, aber die Anwesenden liessen sich nicht täuschen, und der entzückte Savary trug lange ein Lilla Band auf diesem getretenen Fusse, welches die Leibfarbe der Prinzeßin war.

In seinem Gedicht wankte er lange unentschlossen zwischen den beiden lezteren Gunstbezeugungen, entschied aber endlich für die

Berührung mit dem Fusse, und schloß mit der Versicherung, daß alles Gold des Pactolus, und alle Reichthümer Indiens, seinem Herzen minder theuer wären, als dieser kostbare Beweiß einer schüchternen Liebe.

Ein Dichter ist oft klug genug, nicht Alles zu sagen was er denkt, aber selten so klug zu verschweigen was er schrieb. Esclarmonde wüthete, und der schöne Fringaire büßte seine Unbesonnenheit durch eine schmerzliche Verbannung aus Mariens Gegenwart. Er mußte den Hof des Grafen von Provence fliehen, und irrte traurend umher. Am Hofe von Frankreich nahm man ihn mit Achtung auf, auch dort zeichnete er sich aus durch seine Talente, aber noch immer verschwieg er seinen Namen, jezt größtentheils aus Furcht von seinem Vater, der, wie der Vater Friedrichs des Grossen, keinen Sinn für die feinere Bildung seines Sohnes hatte. Geschmacklose Feste, Jagd und Pferde waren seine einzige Freude. Auf der Jagd starb er auch endlich von einem Eber verwundet. Savary de Mouleon beweinte den Todten, und verbarg seinen Stand nicht länger.

Kaum wurde sein Nahme bekannt, als jede Mutter ihn zum Sohne, jedes Mädgen zum Gatten wünschte. Aber jezt erklärte der treue Savary laut seine Leidenschaft für Marien von

Sicilien, und eilte auf Flügeln der Liebe zurück an den Hof von Provence. Ach! wie fand er Alles verändert! Esclarmonde war gestorben, aber die Prinzeßin hatte ihr Herz dem berühmten Florentiner Bocaz geschenkt, der zwar nicht schöner sang als Savary, aber jünger war als Er. Verschmähte gleich Marie die Lieder des vormals geliebten Fringaire nicht, so gab sie doch den Bewerbungen ihres neuen Buhlers einen auffallenden Vorzug. Verzweifelnd floh Savary auf seine Güter, wo er bis zum Jahr 1382. seine Leiden in rührende Lieder hauchte.

Um jene Zeit argwöhnte man, Marie von Sicilien sei Mitschuldige an dem Tode des Königs von Neapel, Andreas von Ungarn, und dieser Argwohn kostete ihr den Kopf. Savary erfuhr es, versank in Schwermuth, und überlebte ihr trauriges Schicksal nicht lange. Er starb beweint von allen seinen Vasallen, deren Wohlthäter er gewesen war.

Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah.

Ihm die Gestalt zu neiden fällt mir nimmer ein,
So eitel auch sein Bild aus jedem Spiegel winkt;
Ich wünsche nur so schön zu seyn,
Als Er sich dünkt.

Die neue Atalanta.

Eine Begebenheit, die sich im Jahre 1757. bei Dinan in Bretagne zutrug.

In einer Gesellschaft von mehreren Damen, behauptete der Chevalier de la Houssaye, ein schöner, grosser und geschmeidiger junger Mann, daß die Frauenzimmer durch ihre engen Schuhe es endlich dahin bringen würden, wie die Chineserinnen, nicht drei Schritt weit gehen zu können; daß man sie bald aus einem Zimmer in das Andere werde tragen müssen, und daß, mit einem Worte, jede Dame wenigstens zwei

Stunden Zeit gebrauche, um bis zu dem Schloß de la Garaye zu gehen, welches kaum eine starke Viertelmeile von Dinan entfernt liegt. Sein Ton und Gesicht waren dabei so mitleidig verspottend, daß endlich eine junge Dame aus der Gesellschaft, Mademoiselle de la Pilaye, die Geckenhafte Uebertreibung nicht länger ertragen konnte. Dieses liebenswürdige Mädgen war jung, hübsch und geistreich.

„Wollen Sie wetten, mein Herr, hub sie an, daß ich früher als Sie auf dem Schloß de la Garaye seyn werde?"

Ein Wettlauf mit einer schönen Dame, welcher galante Mann wird das abschlagen? Der Chevalier nahm die Ausforderung mit Vergnügen an. Der entscheidende Tag wurde auf den 9ten October festgesezt, und am 9ten October, Nachmittags um zwei Uhr, erschienen würklich beide Kämpfer auf dem bestimmten Plaze. Das Mädgen trug ihre gewöhnlichen, der Jahreszeit angemessenen Kleider, nur von leichtem Zeuge. Der Jüngling hingegen hatte sich blos in eine kurze Weste gekleidet, und eine kleine baumwollene Müze auf dem Kopfe. Diese vorsichtigen Zubereitungen mißfielen gleich der zahlreichen Versammlung; das Interesse für die junge Dame verdoppelte sich, Jeder schickte fromme Wünsche für sie zum Himmel, aber Niemand wollte auf ihre Hand,

oder vielmehr auf ihren Fuß, wetten; man wagte nicht einmal zu hoffen. Eine unendliche Menge Volks war auf dem Sammelplaze, grosse Haufen hatten sich bereits voraus nach dem Schlosse de la Garaye begeben, und wer nicht hier oder dort war, der stand am Wege und lauerte, beide Seiten der Straße waren mit Menschen bedeckt.

Jezt wird das Zeichen gegeben, und die Wettläufer fliegen davon. Der Chevalier macht anfangs allerlei Sprünge und Entrechats, um zu zeigen, daß er seinen Feind nur gering achte. Als er aber merkte, daß die schöne Gegnerin, ohne darauf zu achten, einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, nimmt er plözlich alle seine Kräfte zusammen. Es wird ihm nicht leicht sie einzuhohlen, aber es gelingt ihm doch. Die liebenswürdige Pilaye hatte ihrer Seits mit einem leichten aber gemäßigten Schritte angefangen, so daß sie noch nicht im geringsten ermüdet war, als der Chevalier sie einhohlte. Jezt kam es darauf an, ihn nicht vorbei zu lassen, sie strengte ihre äussersten Kräfte an, und es gelang ihr.

Diejenigen, welche die Kämpfer hatten auslaufen sehn, sahen bald nichts mehr. Diejenigen, welche ein Drittheil des Weges vorausgegangen waren, sahen nur noch den Staub,

den die Füsse des Chevaliers machten, denn die leichten Schritte seiner Gegnerin erregten keinen Staub. Niemand war im Stande ihr zu folgen, die Zephyrs allein hatten das Recht sie zu begleiten; es schien, als ob sie auf ihren Flügeln getragen werde, und nur zum Schein Schritte mache, denn sie berührte die Erde nicht. Ein kleiner Mantel von Flor wallte hinter ihr her, und schien wider Willen mit Gewalt nachgezogen zu werden. Die Wünsche des Volks kamen den Zephyrs zu Hülfe; die Kräfte der schönen Wettläuferin schienen sich zu vermehren, in dem Grade als die ihres Gegners abnahmen. Jezt blieb er einige Schritte hinter ihr, jezt war er wieder neben ihr. Zwischen Furcht und Hoffnung schweben die Zuschauer, und athmen kaum, aber noch immer wünschen sie mehr als sie zu hoffen wagen. Der Held scheint endlich ermüdet, die Heldin wird es gewahr, rafft ihre ganze Stärke zusammen, und fliegt wie ein Bliz an ihm vorüber. Er hat keinen Athem mehr, Schaam und Verdruß glühen in seinen Augen, er bekennt sich überwunden, sezt sich nieder, und geht bald darauf durch Nebenwege nach der Stadt zurück. Er langt in seiner Wohnung an, ein finsteres Schweigen verkündigt seine Niederlage, er entkleidet sich schnell und legt sich voll Unmuth zu Bett. Dort wollen wir

ihn lassen, um zu der neuen Atalanta zurückzukehren.

Sie erfuhr ihren Sieg später als die Zuschauer, denn sich umzusehen, um hinter sich zu blicken, hätte einen gefährlichen Zeitverlust verursacht. Aber da sie endlich ihren Gegner nicht mehr weder laufen noch keuchen hört, so wagt sie einen Rückblick und sieht sich allein. Nun hätte sie ohne Gefahr ausruhen können, aber sie verschmäht die Ruhe, und begnügt sich blos den schnellen Lauf in einen leichten Schritt zu verwandeln. So kommt sie glücklich bis nach la Garaye, wo ein lautes Freudengeschrei ihr entgegen tönt. Das jubelnde Getöse pflanzt sich fort von Haufen zu Haufen derer die ihr gefolgt waren, man hört es in der Stadt selbst, und der Triumph ist nicht mehr zweifelhaft. Alle Welt will Theil daran nehmen, alle Wagen werden angespannt, alle Pferde gesattelt, die Strasse wimmelt, man streitet um den Vorzug die liebenswürdige Siegerin zurück zu führen. Bescheiden und gelassen widerspricht sie den Bitten ihrer zahlreichen Freunde. „Das Fuhrwerk, spricht sie, welches mir den Sieg verschafte, soll mich auch nach der Stadt zurückbringen.“ Sie macht sich auf den Weg, alle Standespersonen beiderlei Geschlechts von ganz Dinan begleiten sie, vor ihr und hinter

ihr wallt eine zahllose Menge Volkes, die leeren Wagen beschliessen den Triumphzug.

Indessen haben die galanten französischen Offiziere eilig die Garnison zusammen berufen, und empfangen sie am Thor mit kriegerischer Music. Unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Hoboen, begleitet sie der ganze Zug bis vor ihre Hausthür. Dort überhäuft man sie nochmals mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, und gönnt ihr die nöthige Ruhe. Doch nur bis auf den Abend. Die Gräfin de la Bretonniere, die Mutter des Gouverneurs, gab ein grosses Soupee, welchem ein glänzender Ball folgte, wo die Heldin des Tages im schwebenden Tanz eben so leicht ihre Gespielinnen besiegte, als sie den kecken Chevalier im Wettlauf besiegt hatte.

Die vier Louisd'ors, welche sie durch die Wette gewonnen hatte, sandte sie noch am nemlichen Abend einem Stifte zu, wo arme Mädgen erzogen wurden.

Liebenswürdiger französischer Enthusiasmus! was ist aus dir geworden! Wer konnte am 9ten October 1757. voraussehen, was am 6ten October 1790. geschehen würde! —

Der Zauberreiz der Sittsamkeit, eine griechische Erzählung.

In ewig blühenden Haynen wandelte Lycophron traurig, und seufzte um Aglaja, die Gespielin des Knaben, die Geliebte des Jünglings, jezt Priesterin Apolls.

„Hier hüpfte sie sonst mit mir durch das lachende Tempe — ich bin allein, und die Bäume blühen nicht, die Blumen duften nicht. Wo sonst ihre süsse Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilockte, da gurgelt heute die Nachtigall ihr fades Lied. Auf jener Rasenbank webte sie einen Schleier, und unter ihren Rosenfingern schämten sich der Purpur von Tyrus und die Perlen des Orients. Ach! dieser Schleier verhüllt sie mir auf ewig! grausamer Sohn Latonens! du hast mir Aglajen geraubt! was soll mir ohne sie des Lebens drückende Last!“

So klagte Lycophron. Seine Thränen flossen in die Wellen des Waldstroms, der sie schäumend hintrug an das ferne Gestade, wo er die Mauern von Apolls Tempel bespülte. „Nur allein diese Wellen, die meine Thränen

verschlangen, finden den Weg zu jenem unzugangbaren Heiligthum! Ha! diese Wellen, diese Thränen, nezen vielleicht Aglajens Füsse im Bade! ein fremder Schauer durchbebt vielleicht ihre schönen Glieder. — Und wenn sie nun die Krümmung des Stromes hinaufblickt — was schwimmt daher — was wogt auf dem Wasser — bald vom überhängenden Zweigen gehalten, bald von der nächsten Welle weiter geführt — ein Leichnam — ein Unglüklicher — ha! es ist Lycophron! der treue Liebende, der Aglajens Verlust nicht überleben konnte. Sieh da wirft der Strom den entseelten Körper an's Ufer, neben ihm kniet Aglaja, und benezt die kalte Wange mit ihren warmen Thränen. — O! um diesen Preiß sei mir der Tod Gewinn! ihr Götter der stygischen Nacht! gewährt mir die lezte Bitte! tragt die entseelte Hülle zu Aglajens Füssen!"

Kaum zitterten noch in den Lüften die lezten Töne von Lycophrons Klagen, schon hatte der Waldstrom den Unglücklichen verschlungen. Doch er war der Sohn der Nymphe Epicharis. Mit mütterlicher Angst umschwebte sie den Jüngling, ihre Arme fiengen ihn auf als die Verzweiflung ihn hinabstürzte, leblos trug sie ihn an's Ufer, und erwärmte sein Herz an ihrem Busen. Er schlug die Augen auf.

„Sohn! Sohn! was habe ich dir gethan, daß du meine Sorgfalt und Liebe durch fressenden Gram belohnen willst!"

„Mutter! du hast mich gebohren, aber Aglaja gab mir das Leben. Warum hast du mein Herz an deinem Busen erwärmt, daß es wieder klopft, wenn es nicht für Aglajen klopfen darf!"

„Hoffe, sprach die Mutter, hoffe und vertraue meiner Liebe. Wenn das rührende Flehen der Natur die Unsterblichen zu beugen vermag, so kehre ich in dreien Tagen mit der holden Aglaja zurück. Bis dahin lebe, liebe und hoffe!"

So goß die Nymphe Epicharis lindernden Balsam in die Wunden des Jünglings. Auf einem leichten Wölkgen sah er sie dahin schweben, und sein Gebet eilte vor ihr her. Ah! sie wußte wohl, wie selten die Götter dem Rade des Schicksals in die Speichen greifen; sie wagte nicht Aglajens Befreiung zu hoffen, nur Ruhe wollte sie dem Sohne durch eine liebliche Täuschung erringen.

„Dein Schmerz rührt mich" so antwortete Proteus, den sie um Hülfe anrief, auf die Klagen der weinenden Mutter: „Den Lauf des Schicksals zu hemmen, steht nur in Jupiters Macht. Doch glücklich sind die Sterblichen! Täuschung gilt ihnen für Wahrheit, und Jene

deinem Sohne zu gewähren, ward von den Göttern mir vergönnt. Nimm diesen Gürtel; er ist es, der mich bald in eine blaue Wolke hüllt, bald in Wassertropfen auflößt; durch den ich, jezt ein flammendes Gestirn, in der Luft schimmere, und jezt wieder eine bunte Schlange mich im Grase winde. Wer diesen Gürtel trägt, dem lügt der leiseste Wunsch jede Gestalt an. Täglich müsse ein Mädgen sich damit umgürten, und den Augen deines Sohnes als Aglaja erscheinen. Gern würde ich ihn ganz beglücken, wenn ich mit Aglajens Schönheit auch ihr Herz verleihen könnte."

Die getröstete Mutter stammelte ihren Dank, und eilte auf Flügeln der Sehnsucht den Ufern des Waldstromes zu, wo Lycophron am Morgen des dritten Tages der versprochenen Rettung entgegen seufzte. Epicharis erschien, neben ihr die junge Syrinx, mit dem wunderreichen Gürtel umgeben, der ihr Aglajens reizende Gestalt andichtete. Der Jüngling sinkt sprachlos in ihre Arme, aus Wonnegefühlen schlürft er Vergessenheit seiner Leiden, und der Pallast seiner glücklichen Mutter ertönt von lautem Jubel.

Aber welche unbegreifliche Verwandlung. Der Rausch des ersten Entzückens verfliegt, und Lycophron fühlt sich minder beglükt, als er an Aglajens Busen zu werden hofte. Lieb

nur seine glühende Einbildungskraft ihr jenen himmlischen Reiz, den er heute an ihr vermißt? oder hat die Erfüllung seiner Wünsche Ueberdruß erzeugt? oder ist Aglaja nicht mehr die sie war? hat das Heiligthum Apolls ihre Unschuld vergiftet? wo blieb die sittsame Schüchternheit, die holde Schaam, das liebevolle Widerstreben, alle jene jungfräulichen Eigenschaften, welche die Zärtlichkeit zu Begierden entflammten, und doch die Begierden mit Leichtigkeit fesselten. — O Sohn Latonens! was ist aus Aglajen geworden! — Die Glut des Verlangens hat die Röthe der Schaam von ihren Wangen verjagt. Die Trunkenheit der Wollust hat die Thräne des Mitgefühls aus ihren Augen verdrängt. Grausamer Gott; du gabst mir ihre Gestalt zurück, ihre Tugenden blieben der Schmuk deines Tempels!

So haderte Lycophron mit den Unsterblichen. Zevs hörte seine Klagen und fühlte Mitleid. Ungern gehorchte Apoll dem Vater der Götter, ungern versprach er die reizende Aglaja dem liebenden Jüngling zurük zu geben, doch nur dann, wenn diesen, bei freier Wahl, sein Herz nicht irre führe.

Eine Wolke umschleierte Lycophron. Von den Ufern seines Waldstroms sah er sich plözlich in Apolls Tempel versezt. Die Wolke zerfloß um ihn her, und sein staunender Blik

ruhte auf zwanzig Nymphen, deren Jede Aglajens Ebenbild war. Entkleidet von den blendenden Lichtstrahlen stand Phöbus vor ihm. „Deine Klagen, so sprach er mit sanftem Ernst, haben den Vater der Götter erweicht; in d e i n e n Händen ruht jezt dein Schicksal. Deine besorgte Mutter hat dich durch die nemliche Gestalt getäuscht, die du hier zwanzigfach vor dir siehst. Wähle! Eine unter ihnen ist die wahre Aglaja. Doch wisse, daß deine Wahl unwiderruflich ist. Leitet dein Gefühl dich irre, so ist Aglaja auf ewig für dich verlohren!“

Phöbus schwieg. Aengstlich flogen die Blike des Jünglings von Nymphe zu Nymphe, immer die nemliche holde Gestalt, der nemliche Grazienwuchs; das Auge einer Jeden ruhte freundlich auf ihm, und schien zu sagen: ich bin die, die vormals mit dir durch das lachende Tempe hüpfte; ich bin die, deren süsse Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilokte; wähle mich mein Geliebter! laß dich nicht täuschen durch die trügende Gestalt meiner Nachbarin. —

Ach! wie beklommen war das Herz des armen Jünglings! An diesem Augenblicke hängt sein Leben! wohin er sieht, steht Aglaja vor ihm; welcher mitleidige Genius flüstert ihm zu: das ist sie! — Noch Einmal durchlaufen seine forschenden Blicke den schönen Halbzir-

kel, überall begegnen sie Aglajens Blicken — Nur Eine, die sich mit schüchterner Bescheidenheit hinter ihre Nachbarin zu verbergen scheint; nur Eine deren niedergeschlagenes Auge am Boden haftet — ha! sie ist es! — Lycophron stürzt zu ihren Füssen! — Unverkennbarer Reiz der weiblichen Sittsamkeit! — „Ja sie ist es! spricht Apoll: geht ihr Glücklichen! sie werde dein Weib! und lege nie den Schleier holder Schaam von sich, der die Männer auf ewig fesselt.“

Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt.

So ist ein drolliges Buch betitelt, welches im Jahr 1708. gedrukt wurde, und einen gewissen Carolo Bisani zum Verfasser hat. Er schimpft in der Vorrede auf den gottlosen Vanino und Spinoza, und, da er befunden, daß weder in italiänischer, französischer, noch andern Sprachen, Jemand das Geheimniß der Klugheit aller Menschen, wie solche nach jedes besondern Stande insgeheim practiciret wird, beschrie-

ben hat; als hat er sich selbst über diese Arbeit gemacht; doch sind es nur die ersten Rudimenta, in General- und Special-Maximen abgefaßt. Sollte sich ein unzeitiger Criticus oder Neider daran reiben, so wird er sich um denselben so wenig als um den Hofnarren des grossen Moguls bekümmern.

Ich bin nun zwar weder ein Criticus noch ein Neider, noch auch Hofnarr des grossen Moguls; aber ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, einige seiner General- und Special-Maximen Auszugsweise mitzutheilen, auf daß meine Leser daraus lernen mögen, wie das Geheimniß der Klugheit aller Menschen insgeheim practiciret wird.

Den Fürsten, welche, wie billig, den Anfang machen, giebt Herr Carolo Bisani den Rath: durch kluge Narren und Anderer ihre Maitressen, die allergeheimsten Dinge herauszulocken; Lotterieen anzulegen und Aemter zu verkaufen, um den Schaz groß und hoch zu machen; Spione zu gebrauchen *), und was dergleichen schöne Sachen mehr sind.

Der Aulicus (Hofmann) soll sein Glück bei Hofe durch Anderer Unglück befördern.

*) Den nemlichen Rath giebt 1793 Herr von Sartori in seinen Leopoldinischen Annalen.

Er soll den Fürsten, nach seinem humeur, bald mit neuen, bald curieusen, bald auch ernst- und scherzhaften Sachen divertiren.

Der Arzt gebraucht folgende vier Dinge, um einen grossen Ruf zu erwerben: ein gutes Antiscorbuticum, ein Confortans, ein Bezoardicum, und ein bewährtes Anodynum.

Die vernünftigste Regel giebt er dem Kaufmann. Er soll sich nemlich vor debitoribus hüten, die er nicht mahnen darf.

Eine Dame soll: gegen Verwegene unempfindlich, gegen Unhöfliche höhnisch, und gegen Listige verschmizt seyn. Sie soll ihren Feinden alle Occasion benehmen: durch Entziehung ihrer Person, durch listige Verhöhnung, und durch verstellte Minen.

Wenn eine Demoisell sich unter Leuten befindet, die nicht modest und manierlich genug sind, so soll sie Erstens bei Seit gehn, als ob sie nichts gehört. Zweitens die vorige Mine beibehalten, und Drittens den Discours als von ungefähr changiren. Hilft das noch nicht, so soll sie Erstens ihr was zu thun machen Augenblicks; Zweitens mit einer andern Person discouriren, und Drittens ihre Mine sogleich verändern. Auf diese Art werde sie sogleich erkennen: Honnette, Galanes und Fantasten, und im Stande seyn,

kräftig abzuweisen: alle Galanes, alle Ungetreue und alle Verwegene. *)

Um der üblen Nachrede vorzubeugen, soll sie sich nicht mit dem Gesinde zanken, und nicht mit alten Weibern familier seyn.

Ein Freier bekömmt den Rath, das Temperament und humeur seiner Dame durch ihr Gesinde zu erforschen. Heurathen soll er alsdann zu Gottes Ehre, zu seinem und des Nächsten Besten. (Guter Bisani! seit die Welt steht, hat noch Niemand zu Gottes Ehre und des Nächsten Besten geheurathet.) Ist er nun aber doch in seiner Wahl unglücklich gewesen, so soll er seine Klugheit besonders darein sezen: daß er seine Frau zu divertiren wisse; er soll nicht jaloux seyn ohne raison, nicht zor-

*) Daß man im Jahr 1708 dergleichen Albernheiten schrieb, möchte noch hingehn, aber daß im Jahr 1792 ein gewisser Hr. Schwarz, Hessendarmstädtischer Prediger, und Mitglied der litterarischen Gesellschaft zu Mainz, in einer Theorie der Mädgen-Erziehung behaupten konnte: „das Mädgen dürfe nicht eher verliebt werden als zu rechter Zeit und gerade in diejenige Mannsperson die es heurathen könne" das — beweißt wenigstens, daß die Töchter des Hrn. Schwarz, wenn er deren hat, in einer unangenehmen Lage sind.

nig und nicht allzukarg. Wollen alle diese Mittel nicht anschlagen, so soll er sie zu bessern suchen: durch Entziehung der ordentlichen Lebensmittel, (also durch Hunger) durch Benehmung der völligen Freiheit in Oeconomicis, und durch bestellte Verhöhnung und öffentliche Beschämung Anderer. Ich zweifle, ob durch diese heroischen Mittel viele Weiber gebessert werden.

Das sind, zum Scherz, einige Proben aus dem Buche eines Mannes, der auf Vanini und Spinoza zu schimpfen wagt.

August, Christel und Amor,

ein Dialog am Geburtstag meines lieben Weibes.

Amor (weinend.) Nein, das ist zu arg! ihr spielt mir da beide einen häßlichen Streich.

August. Was hast du dem armen Kinde gethan, liebe Christel?

Christel. Ich? nichts. Ich thue Alles was der Knabe will.

August. Das thue ich auch. Warum weint er denn?

Amor. Soll ich nicht weinen? ist das unsere Abrede, daß ihr mich ein Jahrhundert nach eurer Vereinigung noch immer fest haltet? wenn ich so artig bin, auf einer Hochzeit zu erscheinen, so ist das so ziemlich Alles was man von mir erwarten kann. Aber seit der eurigen habe ich gar nicht entschlüpfen können. Wie lange soll denn das noch dauern?

August und Christel zugleich. So lange wir leben!

Amor. So? das ist sehr tröstlich. Nein, so haben wir nicht gewettet. Was? ihr seid Eheleute, und ihr sperrt mich in euer Herz

ein? ja wenn es noch die Freundschaft oder die Hochachtung wäre; aber ich —

August. Dich Flattergeist muß man einsperren. Freundschaft und Hochachtung werden mir nicht davon laufen, denn sie haben Caution gestellt.

Amor. Und welche?

August. Geist und Herz meiner Christel.

Amor. Nun, ich seze dir ihre Reize zum Pfande.

August. Armer Junge, du wolltest fliehen und deine besten Waffen zurücklassen?

Amor. Da höre Einer den Ehemann! ist das nicht zum Verzweifeln!

Christel. Du solltest dich freuen unser Glük gemacht zu haben.

August. Unsere innere Zärtlichkeit sollte dich rühren.

Christel (ihren Arm um den Gatten schlingend.) Guter August! wie unaussprechlich liebe ich dich!

August (sie an seinen Busen drückend.) Beste Christel! mein Alles auf der Welt!

Amor. Allerliebst! ich sehe wohl, daß ich hier nicht fortkomme. Wenn der Tod mir nicht bald zu Hülfe eilt —

August. O wir nehmen dich mit ins Grab.

Amor. Noch besser!

August. Sperr' ihn ein, liebe Christel, der muthwillige Knabe soll uns nicht entwischen; aber an jedem deiner Geburtstage wollen wir ihn Einmal herauslassen, um uns an seinen Klagen zu ergözen.

Fragmente
über die Freiheit des Willens!
vielleicht in hypochondrischen Stunden geschrieben.

Tugend! Menschenwahn! woher der sanfte Glanz
Deiner Schimmerreichen Oberfläche?
Weg mit dem erborgten Strahlenkranz!
Daß ich nie dich selig spreche;
Sei mir heilig, Göttertochter! Toleranz!
Daß ich nie verdamme meines Bruders Schwäche;
Daß ich nie ein täuschend Licht
Um des Helden Scheitel webe,
Und dem Muttermörder nicht,
Statt des Mitleids, Abscheu gebe.
Wohl dem Redlichen! dem hier, im Heiligthum
Seines Busens, reine Tugend flammte;

Weh dem Bösewicht! den hier, Gott weiß warum,
Eine höh're Macht zum Uebelthun verdammte.
Jenem rollt, mit sich, der Welt und Gott versöhnt,
Leichtes Blut durch jede Ader;
Dieser lebt, von Glük und Ruhm gekrönt,
Dennoch mit sich selbst in ew'gem Hader.
Aber du, frolocke nicht!
Weil durch Gottes Hauch dein Funke heller glimmte;
Du des Lasters Zögling, o verzweifle nicht!
Weil Verhängniß zu Verbrechen dich bestimmte.

Wenn ein Gott ist — diesen Glauben
Soll kein Skeptiker mir rauben —
Wenn ein Gott die Welt erschuf,
Seine Weisheit ihren Plan sich dachte
Und auf seiner Allmacht Ruf
Jedes Nichts zum Seyn erwachte;
Mußte jene Weisheit nicht
Ihrer Schöpfung Zwecke geben?
Müssen Finsterniß und Licht,
Thun und Leiden, Tod und Leben,
Nicht in unzertrennlichem Verein
Jenen Zwecken nur sich weihn?
Sind sie gleich im Schöpfer Glanz verborgen,
Seine Weisheit bürgt: sie sind!

Heil dem schönen Frühlingsmorgen!
Wenn der Nebel einst verrinnt! —

Ewiger! der du die Kette aller Wesen
Fest verschlangst mit Zeit und Raum,
Du allein kannst diesen Knoten lösen,
Du nur deuten dieses Lebens Traum.

Was geschieht das muß geschehen!
Deine blöden Augen sehen
Nicht der Schöpfung Bau, den weniger und mehr
Alle Wesen zu vollenden streben,
Nur ein Sandkorn giebst du her,
Doch dies Sandkorn mußt du geben.
Meinst du, Thor! der Herr der Welt
Werde, weil es dir gefällt,
Seinen ew'gen Plan, in tausend Augenblicken
Deiner Laune Spielwerk, tausendmal verrücken?
Kann der Erdensöhne Gaukelei
Ihn um seinen Zwek betrügen?
Soll er sich in Eure Laune schmiegen?
Daß ihr prahlen könnet: wir sind frei?
Daß Empfindung einen Wetterhahn belebe,
(Laßt einmal dieß Wunderwerk geschehn)
Er nicht wisse, daß es Winde gebe,
Die ihn nach Gefallen drehn;

Warlich! Troz dem Menschen!, Troz dem
Christen
Wird er sich mit freiem Willen brüsten. —

Sprich! was nennest du Allwissenheit?
Wenn dir nimmer nach Gefallen
Diesen oder jenen Pfad zu wallen
Eine höh're Macht verbeut?
Thaten die die Welt verwirren,
Wenn sie Gott vorher gesehn,
Nun so mußten sie geschehn!
Oder konnte Gott sich irren?
Hat vielleicht nur Muthmassung
Die Allwissenheit betrogen?
Wagst du diese Lästerung?
Du, im Staube groß gezogen! —
Schon im Chaos hat sein Auge überblikt
Was seit Anbeginn der Welt geschehen;
Blüten die der Sturm erst heute knickt
Hat er schon im Chaos fallen sehen.
Und so schüttelte der Sturm,
Weil er mußte, jene Bäume;
Eingepflanzten Trieben folgt der Wurm,
Wenn er unsrer Saaten Keime,
Unsre Hofnungen, verzehrt;
Unfreiwillgem Streben folgt der Hunnen
Führer,
Wenn er eine halbe Welt verheert;
Ja er mußte, denn der Weltregierer

Dachte ihn und seine Scharen,
Als noch keine Zeiten waren.

Meinst du, seit auf dieser Erde,
Durch das schöpferische werde!
Sich ein Thier, der Mensch genannt, bewegt,
Habe Gott den Scepter abgelegt?
Schlage nun die Arme ineinander?
Sehe, herrschensmüd', in Ruh
Einem Räuber Alexander
Oder einem Titus zu?
Lasse nach der Menschen Grillen,
Seiner Weisheit Schöpfung, seine Welt,
Hier mit Aberglauben, dort mit Blut erfüllen,
Wie Zeloten und Despoten es gefällt?
Und indeß durch schiefen Freiheitssinn
Sich der Franke ins Verderben brächte,
Sähe zweifelhaft der Schöpfer hin
Was daraus wohl werden möchte?
O! er weiß nur allzugut
Wie sich dort der Knoten lösen werde,
Und es nezte Frankreichs Erde
Ungezählt von ihm kein Tropfen Blut.
Auch die Mordsucht feiger Demagogen,
Die ein sanftes Volk um Ruh und Glük betrogen,
Ist so gut als der Aurele Tugendbahn,
Ein bestimmter Punct in seinem ew'gen Plan.

Soll ich mir des Schicksals Zwang ver-
heelen,
Weil die Eitelkeit mir Märchen vorerzählt?
Muß ich zwischen Gott und Menschen wählen,
Wer von Beiden leidend sich verhält;
O so kann ich keinen Gott mir denken,
Der vor einer Narrenbude sizt,
Gaffend, wie die Menschen boshaft und ver-
schmizt,
Ihres Schicksals Zügel selber lenken.
Lieber glaub' ich, daß sein Hauch
In den menschlichen Maschinen webet,
Und zum Handeln sie belebet
Wie zum Wachsen jenen Rosenstrauch.

* * *

O! wer mag das ungezählte Heer
Körperlicher Quaalen fassen!
Wo ein Pulsschlag minder oder mehr
Herrscher über Thun und Lassen;
Wo der Seele mürbes Haus
Jedem Laster offen stehet,
Und ein unverdauter Schmauß
Auch des Weisen Kopf verdrehet. —
Ja, den Pilger auf der Schmerzens-Bahn,
Ueberwältigt böser Sinn behender
Als die Woge einen lecken Kahn;
Ueber Völker Glük und Wohlfahrt ganzer Länder
Richtet oft ein hohler Zahn.

Wenn in deinen Eingeweiden
Sich Hypochondrie erzeugt,
Und dies unbegrenzte Leiden
Dich zur Erde niederbeugt;
Wenn mit einer Todtenfarbe
Jedes Ding du überziehst,
Und in einer Aehrengarbe
Schon das Bild des nahen Winters siehst;
Wenn der Argwohn seine Krallen
In dein blutend Herze drückt
Schon ein unvermuthet Lallen
Deines Kindes dich erschrickt;
Wenn dein Geist Vergnügen findet
In der selbst erdachten Quaal,
Jedes froh genoßne Mahl,
Dir den nahen Tod verkündet;
Wenn dir Freundes-Lächeln nur
Die Gefahr verheelen heisset,
Und des Mitleids Thränenspur
Ein geöfnet Grab dir weiset;
Wenn ein unbedeutend Flüstern
Dich die Todes-Botschaft dünkt,
In der Nacht, bei jedem leisen Knistern,
Ein Gespenst hohläugig winkt;
Wenn du deine Hofnung bauest
Auf ein hochgepriesenes Arcan,
Wenn du blind dich anvertrauest
Jedem Narren, jedem Charlatan;
Wenn um des zerbrochnen Glases willen,

Stunden, Tagelang du schmählst
Und durch ungerechte Grillen
Weib und Kind und Freunde quälst;
Würkt das Alles — und wer mag es läug-
nen? —
Körper-Schwäche nur allein,
Wagst du noch, die Freiheit zuzueignen?
Wähnst du würklich frei zu seyn?

Hast du selbst dir rosenroth
Oder schwarz dein Blut gefärbet?
Ward ein jahrelanger Tod
Dir nicht oft vom Vater angeerbet?

Unvermeidliches Verhängniß!
Das uns von der Wiege bis zum Grabe
zieht;
In der Stunde der Empfängniß
Schon die ferne Todesstunde sieht! —
Ob durch eine keusche Flamme
Deines Lebens Flämmchen brennt,
Ob dich Mutter oder Amme
Ihren lieben Säugling nennt;
Ob im Tartarhorden, ob im Negerstamme
Dir die erste Sonne schien,
Ob die erste Luft der Nil aus seinem Schlamme
Oder Schweizerberge dir verliehn;
Ob man dich mit Pisangfrüchten,
Oder Rennthierfleische speißt;

Ob der Zufall dich in nordsche Fichten,
Oder indsche Palmen eingekreißt;
Alles das, und mehr — es scheine dir geringe —
Hat dein Elend oder Glük gebaut,
Und doch wurde keines dieser Dinge
Deiner freien Wahl vertraut.
Wider Willen schmückt der Mensch die Erde,
Forscht umsonst, woher er kam?
Und wohin er gehen werde?
Wie sich Freude oder Gram
In den Lebensbecher mischen?
Wer und was ihm Leben gab und nahm?
Warum dort vor Zwiebeln und Fetischen
Hier vor Sternen er die Kniee beugt?
Warum dort in Gift geweicht
Der Malayen Pfeile ihn umzischen?
Warum hier, wo Unschuld Dürftigkeit versüßt,
Gastfrei ihn der Pelewaner grüßt?

Glaube! und Gesez! verschieden
Wie das Klima das euch schuf:
Welchen Einfluß würken nicht hienieden
Eines Manco Lehre, eines Solon Ruf!
Wer darf sagen: ich will Heide
Oder Christ gebohren seyn?
Will mit einem Sclaven oder Bürger-Eide
Xerxes oder Griechenland mich weihn?

Wählst du Zeit und Ort, die Bühne zu betreten?
Gestern oder Heute? Ganges oder Nil?
Wer erkießt den Gott zu dem er beten,
Das Gesez dem er gehorchen will? —
Warum lebt' ich nicht zu Zeiten unsrer Väter?
Warum sah ich nicht mit Enkeln erst das Licht?
Hundert Jahre früher oder später
Machten mich vielleicht zum Bösewicht.
Warum leb' ich nicht am Ganges Strom wo friedlich
Man den Kühen Kränze flicht?
Hundert Meilen nördlich oder südlich
Machen mich vielleicht zum Bösewicht.

Sieh den zarten Knaben, höre wie er keucht,
Wie ihm jedes kleine Lüftchen schadet,
Und in Sparta hätte er vielleicht
Im Eurotas sich gebadet.
Sieh die Mutter, deren Sohn
Man im Krieg erschlagen, ihre Kniee wanken;
Jubelnd wär' sie dort ins Heiligthum geflohn,
Ihren Göttern laut zu danken. —
Blieb' in manchem Vaterland
Mancher Marat nicht ein guter Bürger,
Der am Leichenschwangern Seine Strand
Sich vertygerte zum Menschenwürger? —
Welcher unter Euch kann wissen,
Wenn er friedlich in der Gattin Armen ruht,

Ob nicht auch vom Strom mit fortgerissen,
Dort er lechzen würde nach des Bruders Blut?

Wenn uns so das Schicksal gängelt,
Unsre Bahn sich labirinthisch schlängelt,
Jeder stehn muß, wo er steht,
Jeder gehen muß, wohin er geht,
Was ist Freiheit dann? und was Moralität?
Warlich! nie gebohren wäre besser,
Als zum Raube dienen jeder Windesbraut;
Das Geschenk des Lebens ist ein Messer
Einem Kinde anvertraut;
Wenn an edlen Lebenstheilen
Es sich tiefe Wunden sticht,
Der das Messer gab, der mag die Wunden heilen,
Doch das Kind bestrafen darf er nicht!
Dürft' es nicht, wenn auch der kindsche Wahn
Um das Messer selbst gebeten hätte;
Aber sprich! was hat der Mensch gethan?
Bat er um die schwere Kette
Die er langsam schleppt, in sie voll Unmuth beißt,
Und am Grabe doch nur ungern sie zerreißt?
Sprach der Baum im Walde: Meister her zu mir
Ich begehr' ein Schiff aus mir zu zimmern?
Kann das lecke Schiff dafür,
Wenn die Wellen es zertrümmern?

Hat der Meister, als er es gebaut,
Seine Bahn bestimmt auf Klippenlosen
Strassen?
Wurd' es nicht dem Meere anvertraut
Wo die Wellen ewig rasen?

Könnte nur der arme Erdensohn
Die Erinnrung des Gewesenseyns vernichten,
O er würde gern des Lebens Anke lichten,
Wäre längst zurück ins todte Nichts geflohn!
Sezet mitten unter Sorgen
Einen Bettler auf den Thron;
Fraget ihn am andern Morgen:
Ob er ungern sich vom stolzen Jammer trennt?
Willig greift er nach dem Bettlerstabe
Wenn ihr die Erinnerung ihm nehmen
könnt,
Daß er einen Augenblick geherrschet habe.

* * *

Welchem eitlen Wahn' ist der Gedank' entquollen
Dessen die Erfahrung lacht:
Freiheit sei die unbegrenzte Macht
Jedes Ding zu wollen oder nicht zu
wollen? —
Solche Macht kann nur grundlosen Willen leihn,

Folglich wäre sie beim Licht besehen,
Die Erlaubniß, in ein Tollhaus einzugehen,
Folglich müßte Würkung ohne Ursach seyn.
Aber die Erfahrung in dem Erdenleben
Thut Euch überall die ew'ge Wahrheit kund:
Mensch, es ist nach Glück ein eigennüzges Streben
Jeder Handlung Erster, Einzger Grund!
Was den Wählenden ein Uebel dünket,
Glaubt Ihr, daß ers wählen kann?
Nein, er kann nicht! seine Waage sinket,
Weil er Freude oder Glück gewann,
Oder zu gewinnen glaubte;
Wer ihm dieses Triebrad raubte,
Oder sähe oft im stolzen Freiheitsmann
Nur den Esel eines Buridan.

„Aber, sprecht ihr, zugegeben
Dieses eigennüzge Streben,
Zugegeben unbedingt,
Daß nach Freude nur des Menschen Wille ringt;
Wählt er denn nicht frei und unbefangen
Wenigstens die Mittel zu dem Zweck?
Wie er seinen Wunsch erlangen,
Wie der Weise oder Geck
Sich die Freude haschen solle,
Das, zum mindsten, überschaut ein freier Blick!

Wählt er also nicht das Stück,
Nun, so wählt er doch die Rolle."
Wie? das wäre frei? ich nenn' es aufgeklärt.
Wissenschaft, Erziehung, haben diesen,
Mehr als Jenen über ächten Werth
Oder trügerischen Schein belehrt;
Aber Beide wollen nur geniessen,
Glück ist Beider Augenmerk,
Dieser sucht ein Herz, und Jener harte Gulden;
Ist des einen Irrwahn nimmer sein Verschulden,
So des Andern Klugheit nie sein eignes Werk. —

„Aber, rückt die Zweifelsucht entgegen;
Zeugt für unsre Freiheit nicht
Jene Kraft zu überlegen,
Lang' und reiflich zu erwägen,
Eh' Vernunft das Urtheil spricht?
Gleich dem Wanderer, der fremdes Land durchzogen,
Wenn er nun am Scheidewege steht,
Für und wider abgewogen,
Jenen oder diesen geht."

Eitle Täuschung diese Frage!
Denn die sogenannte Kraft die überlegt
Gleicht dem Zängelchen in einer Waage,

Die Beinahe gleiche Lasten trägt.
Sieh, es schwankt hinüber und herüber
So auch wiegt der Mensch sein Haupt
Wenn er zwischen Kreuzer oder Stüber
Eine Wahl zu treffen glaubt.
Laßt den Wanderer am Scheidewege stehn,
Darf er wohl nach Willkühr handeln,
Und die falsche Strasse gehn,
Wenn er sicher weiß, er werde irre wandeln? —

* * *

Gebt dem Wilden eine Uhr,
Voll Erstaunen wird er sehen,
Wie sich beide Zeiger drehen,
Rufen: „diese Kraft verlieh euch die Natur!
Ja, ihr dreht Euch selbstbeliebig nur."
Einen Künstler in den Wunderwerken
Ahnden, wird der Wilde nie,
Minder noch des Künstlers Absicht merken
Das woher? warum? und wie?
So der Mensch, dem sinnliches Vergnügen,
Wieder Schmerz, den geistgen Scharfblik raubt,
Der, wo schlau versteckt die Federn liegen,
Keck an keine Feder glaubt;
Der ein Wunder jenes Sfärentanzes,
Nur ein Schauspiel ihm zu Ehren, sieht,
Und vergißt, daß auf ein grosses Ganzes
Jedes Einzelne sich nur beziehet. —

War nicht Gott allein die Feder
Von der ersten Handlung die geschah?
Durch die Erste ist die Lezte da,
Ineinander greifen alle Räder,
Eine lückenlose Kette bindet
Was dem Scheine nach der Zufall schied,
Eine Kette, deren allerleztes Glied
Nur im Allerersten seinen Ursprung findet.
Als der erste Mensch zum erstenmal erfüllte
Was der erste Sinneseindruk ihm gebot,
Sprich, wer war es, der die Nacht die ihn umhüllte
Lichtvoll umschuf? wars nicht Gott?
Als zum erstenmal er fühlte, sah und hörte
Wer hat auf der jungen Welt
Ihm die Gegenstände hingestellt,
Deren Anblick ihn die erste Handlung lehrte?
Und die Zweite war der Ersten Würkung
Wie der Dritten Ursach, welche dritte
Wiederum der vierten Mutter war;
So verschlungen, laufen Anfang, Ende, Mitte,
Schmiegt der erste Tag sich an das lezte Jahr.

Dieser Glaube soll mich schüzen,
Wenn auch mit Despotenblizen
Ein Gewaltiger mir droht;
Oefnet mir wie Seneca die Adern,
Nimmer werd' ich mit dem Schicksal hadern,
Unvermeidlich war mein Tod!

Dieser Glaube soll, umringt von Schmeichler Schaaren,
Mich vor Uebermuth bewahren,
Wenn man meine Tugend preißt;
Ewigen Gesezen nur gehorcht mein Geist!
Dank dem Schicksal, daß es meinen Sinnen
Solche Gegenstände ausgewählt,
Deren Eindruck nie verfehlt
Für die Tugend zu gewinnen.

Wenn Verläumdung mich zu stürzen sucht,
Der Zelote meinem Namen flucht,
Soll mich dieser Glaube, Duldung lehren;
Keine Rachgier, keine Tadelsucht
Soll hinfort mich mehr bethören.
Dieser Glaube sei mein Wanderstab
Auf des Lebens Dornenwege;
Mutter Erde! öfne mir mein Grab!
Daß ich froh gewiß mich schlummern lege:
Gott! der Unnennbare! rief

Mich in dieses Pilgerleben,
Als mein Ich im Chaos schlief;
Er verlieh mir dieses Höherstreben,
Er wird dieser Ursach Würkung geben,
Und wenn Allmacht es gebeut,
Wenn es stimmt mit ihrer Weisheit Zwecken,
O! so wird in alle Ewigkeit
Diese Würkung sich erstrecken!

Gebet um Dummheit.

Ach lieber Gott! vor dessen Thron
Die Narren täglich treten,
Dich hat der König Salomon
Um Weisheit einst gebeten,
Und das beweißt wohl sonnenklar,
Daß er ein dummer Teufel war.

Ach lieber Gott, ich habe fast
Der Plackerei zu viel erlitten,
Und komm erdrückt von meiner Last,
Um Dummheit dich zu bitten.
Gemächlich kutschet durch die Welt,
Wer diesen Reisepaß erhält.

O selig der der Narrenzunft
Getreu, nur Grüze sammelt!
Und jedem Lichtstrahl der Vernunft
Den Zugang fest verrammelt;
Ein sichres Obdach schattet ihn,
Und sein Geschlecht wird ewig blühn.

Er der sich über nichts betrübt
Und alles gehn läßt wie es gehet,
Er wird von Jedermann geliebt,
Weil Keinem er im Wege stehet;
Hat man als Dummkopf ihn erprobt,
So wird sein gutes Herz gelobt.

„Ein guter Mensch,“ spricht Jedermann,
Das heißt: er ist ein Schöps gebohren,
Zieht eine Löwenhaut ihm an,
Doch seht ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Mensch, ein ehrlich Blut,
Der nichts des Hängens würdig thut.

Weh aber jenem armen Mann,
Der nicht zu jeder Thorheit schweiget,
Vor Mogul und vor Tartar Chan
Nicht unbedingt den Nacken beuget;
Entschlüpfet ihm ein loser Scherz,
So hat er traun! ein böses Herz.

Der Dumme füttert ungestört
Die Schwester Gänse und die Hüner,
In ihm, der jeden Bonzen ehrt,
Sucht Niemand einen Jacobiner;
Doch spricht der Kluge nur ein Wort:
Er ist gefährlich! schafft ihn fort!

Des Dummen Privilegium
Ist dumm zu schwazen und zu handeln,
Kein Mensch bekümmert sich darum,
Man läßt ihn seine Strasse wandeln;
Doch, weh dir! wenn du klüger bist,
Und auch nur einmal dich vergiß't.

Da kommen sie sanftmüthiglich,
Dir deine Augen auszukrazen,
Sie grinsen und zerfleischen dich
Mit ihren brüderlichen Tazen
Sie backen, kneten, hämisch froh,
Flugs Elephanten aus dem Floh.

O seht nur, wie sie emsiglich
Nach eines klugen Fehlern schnappen,
Ha! welche Freude! wenn sie dich
Auf einem dummen Streich ertappen!
Das wird von Ohr zu Ohr geraunt,
Das wird verbrämt, das wird posaunt.

Zerrissen wird dein guter Ruf
Von jedem Schuft in tausend Fezen,
Und jeder Esel hebt den Huf,
Noch einen Schlag dir zu versezen.
Mit Dornen wird dein Haupt gekrönt,
Von jedem V—lpi—s verhöhnt.

Verläumdung trift den Dummen nie,
Die Frucht, die Würmer lockt, ist reiffer,
Denn nur Genie, Verdienst, bespie
Verläumdung stets mit ihrem Geiffer;
Die Geissel der Verläumdung schlägt
Den, der der Klugheit Bürde trägt.

Verdacht und Argwohn, morden sie
Den Dummen je mit ihren Pfeilen?
Verfolgter ist der Dumme nie,
Verfolger ist er wohl zuweilen;
Ihn necket keine Polizei
Mit Jacobiner = Riecherei.

Gleich Fröschen wird er aufgebläht
Von grosser Herren günstgen Blicken,
Weil er Despoten = Räder dreht
Wie blinde Pferde in Fabriken.
Die Einfalt erbt das Himmelreich
Denn, Pfaffenbrut! sie huldigt euch!

Der Neid, dies böse Höllenkind,
Dies gelbe Recensentenfieber,
Ist dem Verdienst Sirocco Wind
Und geht am Dummkopf nur vorüber
Weil er ihn Freund und Bruder nennt
Und ihm allein das Gute gönnt.

Vom Dichter wird für schnödes Gold,
Verstand dem Dummkopf angelogen,
Und auch die Liebe ist ihm hold,
Weil er, gegängelt und betrogen,
Vor seiner Thüre niemals fegt,
Und seinen Schmuck mit Freuden trägt.

Ist er ein Prinz, ist er ein Graf,
Seht wie ihm jeder Lorbeer grünet!
Die Musen haben dieses Schaf
Als Amm' und Wärterin bedienet;
Als er das Licht der Welt erblickt,
Hat jeder Stern ihm zugenickt.

Er stirbt, ha, wie am Firmament
Sein unbefleckter Nachruhm funkelt!
Weil keinem er den Weg verrennt,
Die kleinen Geister nie verdunkelt;
An seiner Urne schallt es dann:
„Er war ein guter lieber Mann!"

O dreimal seelger Dummkopf! sprich!
Was bleibt dir übrig zu begehren?
Du lieber Gott! erhöre mich!
Du wollest Dummheit mir bescheeren!
Ich bitte dich mit Ach! und O!
Mach' mich so dumm wie ein Bund Stroh!

Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah.

Liebe, süsse, kleine Frau!
Sieh wie diese guten Leute
Emsig fördern unsern Bau
In die Läng' und in die Breite.

Laß uns Weibchen Hand in Hand,
Ueber jene Balken steigen,
Fürchte nichts für dein Gewand,
Komm ich will dir alles zeigen.

Sei willkommen auf der Schwelle!
Gieb mir einen frohen Kuß!
Gebe Gott an dieser Stelle
Dir noch manchen Herz-Genuß!

Jenes Zimmer wird hinfort
Frohe Häuslichkeit bewohnen
Lieb' und Treue werden dort
Mich und dich im Stillen lohnen.

Mag der Fluren bunte Zier
Ein Gewand von Schnee bedecken,
Hier am Ofen wollen wir
Vor dem Winter uns verstecken.

Unter Kosen, unter Scherzen,
Sizen wir an dieser Wand,
Lieb' im Auge, Lieb' im Herzen,
Einen Schiller in der Hand.

Mit den ersten Sonnenstrahlen
Weket mein Klavier dich früh.
Mozarts Zaubertöne malen
Unsre Seelen-Harmonie.

Liebes Weibchen sieh dich um —
Warum willst du mit Erröthen,
Keuscher Liebe Heiligthum,
Unser Schlafgemach, betreten!?

Diesen Plaz der Toilette;
Ueberflüßge Ziererei!
Geist und Herz in ewger Wette
Schaffen deinen Reiz mir neu.

Dieses Zimmer, — kannst du rathen
Was sich meine Liebe träumt? —
Wird in unsern kleinen Staaten
Einem Erbprinz eingeräumt.

Horch! ich höre schon ihn schreyen,
Wenn die Mutter launisch ist,
Soll er mir sein Lächeln leihen
Bis sie flugs den Vater küßt.

Hier mein Weibchen ist die Küche,
Zwar an Leckereien karg,
Nicht erbaut für Richtersprüche
Der berühmten Jungfer Warg. *)

*) Jungfer Warg hat ein, hier zu Lande sehr be-
liebtes, schwedisches Kochbuch geschrieben.

Hunger ist der Suppenschmecker,
Das Gewürz, die Mäßigkeit,
Und der alte Tafeldecker
Heißt bei uns: Zufriedenheit.

Hier betritt dein lieber Fuß
Speisesaal und Gastgemächer;
Brauchen wir den Ueberfluß? —
Leere Köpfe, volle Becher;

Leere Herzen, viel Geschwäz;
Die mit grossen Tafeln prangen,
Stricken nur ein goldnes Nez,
Langeweile sich zu fangen.

Wo zufriedne Liebe wohnt,
Da ist stille Herzenswonne;
Unser Abendgast der Mond,
Unser Mittagsgast die Sonne.

Liebe, süsse, kleine Frau!
Vor der Welt und ihren Stürmen,
Der Verläumdung giftgem Thau,
Soll uns dieses Dach beschirmen.

Wenn sich Pöbelhaß und Neid
Hinter unserm Rücken gatten,
Soll in froher Einsamkeit
Mich und dich dies Dach beschatten.

Laß uns hier nach Gottes Willen
Leben, würken, Gutes thun;
Laß uns hier, so ganz im Stillen
Auf der Liebe Myrthen ruhn.

Bis mit freundlicher Gebehrde
Uns der Tod ein Häuschen baut,
Und der guten Mutter Erde
Ihre Kinder anvertraut.

Wenn sie, liebes Weib, dereinst
Mich aus diesem Hause tragen,
Du an meiner Urne weinst,
Dich der Trennung Schmerzen nagen;

O so denke, was allein
Du mir warst, ich dir gewesen;
Laß an meinem Grabesstein
Pilger diese Worte lesen:

„Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
„Verläumdung war sein trübes Loos;
„Glük fand er nur in seines Weibes Armen,
„Und Ruhe in der Erde Schooß.

„Der Neid war immer wach, ihm Dornen
hinzustreuen,
„Die Liebe ließ ihm Rosen blühn; —
„Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
„Er hat der Welt verziehn."

Bei Friedrich Uebel in Stuttgart, sind zu haben:

Sammlung der merkwürdigsten altdeutschen Geschichten, enthält bis jezt und wird fortgesezt.

Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreisigjährigen Kriege, 2te Aufl. 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Walter von Montbarry, Grosmeister des Tempelordens, 2te Aufl. 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 36 kr.

Herrmann von Unna, eine Geschichte aus den Zeiten der Vehm-Gerichte, 2te Aufl. 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Veit Webers, Sagen der Vorzeit, 2te verbesserte Aufl. 5 Th. mit Kupf. 4 fl.

Konradin von Schwaben, oder Geschichte des unglüklichen Enkels Kaiser Friedrich des zweiten, 2te Aufl. 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Hatto, Bischoff von Mainz, eine Legende aus dem zehnten Jahrhundert, 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen Sargans in der Schweiz, 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Alf von Dülmen, oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Tochter, 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Konrad und Siegfried von Feuchtwangen, Grosmeister des deutschen Ordens, 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Heinrich der Löwe, 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Gebhard, Truchseß von Waldburg, Kurfürst von Kölln, oder die Astrologischen Fürsten, 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Ludwig der Springer, Graf von Thüringen, 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Das Turnier zu Prag, oder Geschichte des Königl. Prinzen Ladislaus, 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Margaretha von Oestreich, Gemahlin des unglüklichen Königs Heinrich von Hohenstaufen, 2 Th. m. K. 1 fl.

Veit Webers Holzschnitte, enthält die Betfahrt des Bruders Gramsalbus, 1ster Th. mit Kupf. 45 kr.

Hasper a Spada, eine Sage aus dem dreizehnten Jahrhundert, vom Verf. des Erasmus Schleichers, 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Ruinen der Vorzeit, 2 Th. mit Kupf. 48 kr.

Die Edlen der Vorwelt, 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 30 kr.

Adolf, der Kühne, Raugraf von Dassel, 3 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sammlung auserlesener Schriften älterer und neuerer Zeit, enthält bis jezt und wird fortgesezt.

Die Leiden der Ortenbergischen Familie, 2 Th. mit Vignetten. 48 kr.

Leopoldine, von Fr. Schulz, 2 Th. mit Vign. 48 kr.

Die heutige Welt, ein lebhaftes Gemählde der Sitten- und Lebensart zerschiedener Stände, 2 Theile mit Vignetten. 48 kr.

Der Mäusefallen- und Hechelkrämer, eine Geschichte wunderbar und doch ganz natürlich, von K. H. Spieß, mit Vignetten. 24 kr.

Scherflein zur Menschenkunde in Erzählungen, mit Vignetten. 30 kr.

Der Alte Ueberall und Nirgend, eine Geistergeschichte von K. H. Spieß, 1stes bis 4tes Jahrhundert, mit Vignetten. 1 fl. 24 kr.

Die jüngsten Kinder meiner Laune von A. von Kozebue, 3 Th. mit Vignetten. 1 fl. 24 kr.

Das Petermännchen, Geistergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert, 2 Th. von K. H. Spieß, mit Vignetten. 48 kr.

Albrechts, Biographien der Selbstmörder, 4 Th. 1 fl. 24 kr.

Annalen, der Geschichte Frankreichs, 2 Th. mit Vign. 1 fl. 30 kr.

Archenholz, die Jakobiner, eine historische Beschreibung nebst genauer Kenntniß derselben. 12 kr.

— — Krieg in der Vendee, nebst dem Feldzug des General Westermanns. 20 kr.

Beschreibung der Blutscenen des 10. Aug. und 2. Sept. 1792. in Paris in Briefen von einem Augenzeugen, 12 kr.

Deutschland, ein historisches Gemählde von Schlenkert, 1ster und 2ter Abschn. mit Vign. 40 kr.

Der Geist Erichs von Sickingen, sein Herumwanken und seine Erlösung. Eine Geschichte des 12ten Jahrhunderts mit Vign. 36 kr.

Dumouriers, Denkwürdigkeiten von ihm selbst beschrieben, mit Anmerkungen herausgegeben von Girtanner, und dem Portrait des Verfassers, 2 Th. 1 fl. 12 kr.

FormularBuch, zu Geschäfts-Aufsäzen, vorzüglich zum Gebrauch in Stadt-Amts- und GerichtsSchreibereien, 1 Th. Stuttgart 1795. 30 kr.

Leben D. M. Luthers, ein Lesebuch für den Bürger und Landmann, Frft. 1794. 20 kr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Die jüngsten Kinder meiner Laune

Bd.: 3

Leipzig (1795)

P.o.germ. 767-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112930-7
VD18 80282180